

Band 1223

BASTEI

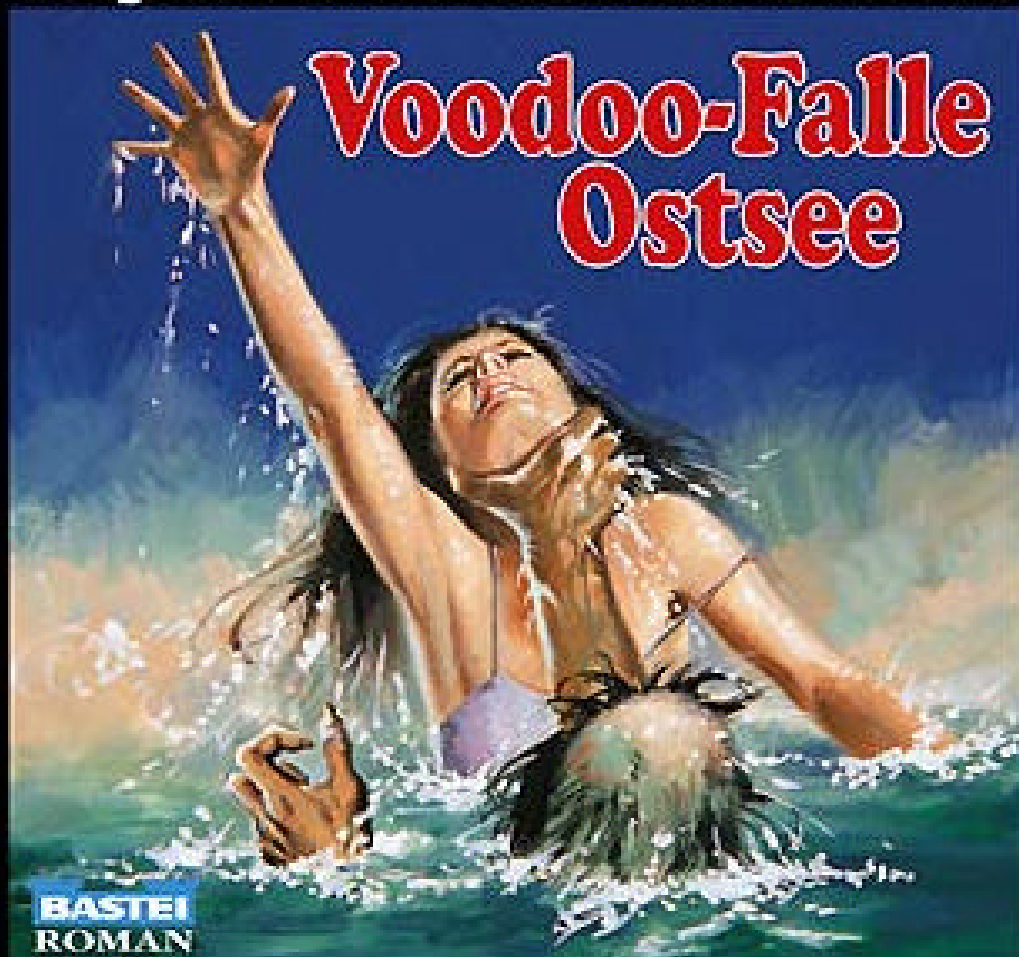
Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

**Voodoo-Falle
Ostsee**



**BASTEI
ROMAN**

Band 1223 • Deutschland 2,70 DEM/1,38 €

Österreich 22 ATS/1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belg. 70 BEF/1,74 € • Niederl. 3,60 HLG/1,72 € • Frankr. FRF 11,50/1,75 €
ital. 3300 ITL/1,70 € • Span. 200 ESP/1,02 € • Griech. 650 GRD/1,01 € • Port. cont. 200 PTE 1,30 €



01223

4 391914 202700



GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1223

Voodoo-Falle Ostsee

Der Anruf erwischte mich an einem Freitagmittag!

Es war eine Frau, die mich sprechen wollte, und sie machte es ziemlich kurz. »Jane hier. Hast du Lust?«

»Oh! Lust!« Ich musste lachen, weil mir bestimmte Dinge durch den Kopf gingen. »Auf was denn?«

»Nicht, was du wieder denkst.«

»Schade.« Ich gab meiner Stimme einen traurigen Klang.

»Da machst du mich erst heiß - und dann so etwas.«

»Ich meine, Lust auf einen Kurzurlaub. Ein Weekend. Bis zum Sonntag oder Montag ...«

Blitzschnell schossen mir die Gedanken durch den Kopf. Ich dachte an den Ärger der letzten Wochen, auch an den verfluchten Stress, den ich mit van Akkeren und Justine Cavallo erlebt hatte.

Da war ich wirklich immer wieder vom Regen in die Traufe gekommen.

Zuletzt hatte ich meinem Patenkind Johnny Conolly noch das Leben gerettet, bevor dieser ins Jenseits gezogen werden konnte. Da hatte ich mir ein paar freie Tage verdient.

Und wenn ich aus dem Fenster schaute, konnte ich nur mit der Zunge schnalzen, denn das Wetter war einfach prächtig. Da stand die Sonne am Himmel wie es sich für den Monat Juli gehört, aber das gute Wetter hatte sich auch über ganz Europa ausgebreitet, und so stand meine Entscheidung bereits fest.

»Das hört sich gut an.«

»Wusste ich es doch.«

Janes Antwort hatte zwar zufrieden geklungen, aber ich erklärte ihr auch meine Bedenken. »Moment, meine Liebe, nicht zu forsch. Wohin sollen wir denn fahren?«

Ich hörte ihr Lachen. Am Tonfall erkannte ich, dass sie mit einer Überraschung herausrücken würde. So war es dann auch.

»Nicht wir fahren, John, sondern du.«

»Aha. Ich!« Meine Laune sank etwas. »Heißt das, dass du das Urlaubsziel bereits erreicht hast?«

»Erfasst.«

»Ich soll also nachkommen, weil dir plötzlich die Idee gekommen ist. Wohin denn?«

»Ans Meer, John. An die Küste. Allerdings an die deutsche Küste. Sie heißt Ostsee.«

»Wirklich?«

»Wenn ich es dir sage.«

Da war ich wirklich überrascht und musste nachdenken. Wenn ich ehrlich sein sollte, kannte ich diesen Teil Deutschlands noch nicht. Ich hatte nur mal darüber gelesen und wusste, dass Briten nicht unbedingt an die deutsche Küste fahren, wenn sie Strand und Wasser haben wollten. Das bekamen sie auch in ihrer Heimat genug.

»Was ist jetzt?«

»Na ja. Meinetwegen. Wenn du ein Quartier für mich hast, bin ich dabei.«

Jane lachte. »Die Ferienwohnung ist groß genug für uns beide. Mach dir da keine Sorgen.«

»Hört sich nicht schlecht an.«

»Ist es auch nicht.«

»Wie heißt denn der Ort?«

»Timmendorfer Strand.«

»Au, au, das ist nicht einfach auszusprechen.«

»Macht nichts. Ich schicke dir die Einzelheiten per EMail. Wenn du dich beeilst, kannst du heute Abend noch bei uns sein. Du musst eine Maschine nach Hamburg bekommen. Von dort wie üblich einen Leihwagen nehmen, aber wem sage ich das.«

»Alles klar, Jane, ich komme. Aber eines möchte ich noch wissen.«

»Ich höre.«

»Wo ist der Haken?«

Jane Collins schwieg. Da sie nicht sofort antwortete, war mir klar, dass es einen Haken bei der Sache gab und Jane nur noch nach der richtigen Formulierung suchte.

Sie rückte auch dann damit heraus. »Ich bin nicht allein und auch nicht nur zum Vergnügen hier. Man hat mich engagiert. Ich bin so etwas wie eine Leibwächterin für eine bestimmte Person, die sich bedroht fühlt. Das ist alles.«

»Du siehst das locker, Jane.«

»Irgendwie schon.«

»Und mit welchem Ärger müssen wir rechnen?«

»Mit keinem. Es ist noch nicht viel passiert. Zwei Aufpasser sind sowieso besser.«

»Das hört sich schon besser an, weil es realistischer ist. Von einem völlig normalen Urlaub kann man nicht sprechen.«

»Es gibt keine festen Zeiten für dich. Du kannst dich ganz locker bewegen.

Auf mich und meine Klientin musst du keine Rücksicht nehmen, John. Wir regeln das schon.«

»Es ist eine Frau?«

»Ja, eine Künstlerin. Aber das sollte für dich Nebensache sein. Hier ist es wirklich super - ehrlich. Man kann herrlich schwimmen und auch wunderbar wandern und Rad fahren. Das Essen stimmt auch, es gibt also genügend Abwechslung.«

»Abgemacht, Jane, ich komme dann. Schick mir die restlichen Infos per E-Mail, dann sehen wir weiter.«

»Ich freue mich, John.« Ihre Stimme hatte einen Klang angenommen, der bei mir einen Schauer auf dem Rücken produzierte. Als ich aufgelegt hatte, lag noch immer ein Lächeln auf meinen Lippen. Dass es nicht völlig privat war, das hatte ich mir schon gedacht, sah es aber nicht unbedingt als tragisch an. Es würden bestimmt auch für mich zwei, drei tolle Tage werden.

Nun ja, irren ist menschlich ...

Sie hieß Bella Luna.

Ob das ihr richtiger Name war, wusste Jane Collins nicht. Sicherlich nicht, denn wer hieß schon so. Aber die schöne Bella war Künstlerin. Sie rappte, sie war bekannt. Sie hatte schon mehr als drei CDs veröffentlicht, und sie gehörte in London zur Szene der Schönen und Ausgeflippten.

Allerdings hatte sie auch ein Problem, denn sie wurde verfolgt und hatte sich für einen Bodyguard entschieden. Einen Kerl wollte sie nicht, da war ihr Jane Collins gerade richtig gekommen. Den Namen hatte sie von einer Bekannten erfahren und sich an Jane gewandt, die sehr schnell zugesagt hatte.

Es hatte ihr auch gefallen, dass Bella Luna ausspannen wollte. Nur nicht auf der Insel, sondern auf dem Festland, und dieses Ausspannen sollte ein Urlaub sein.

Zehn Tage. Da genau wollte sie Ruhe haben, und Jane sollte darauf achten, ob sich irgendwelche Typen in ihrer Nähe

herumtrieben, die sie nicht aus den Augen ließen.

Bisher war nichts Auffälliges passiert. Abgesehen von einigen geheimnisvollen Anrufen, bei denen sich der Anrufer selbst aber nicht gemeldet hatte.

Beide Frauen hatten in den Tag hineingelebt. Hatten lange geschlafen, sich danach an den Strand gelegt, waren ins Wasser gegangen, hatten die Gegend auch per Rad erkundet und am Abend nach dem Essen noch lange zusammengesessen, um bei einer Flasche Wein über alles Mögliche zu reden.

Jane hatte nie ihren Job vergessen und hielt die Augen immer offen. Es war nichts passiert, nur das Gefühl, dass die oder der Unbekannte nicht länger warten wollte, verdichtete sich.

Bella Luna hatte sich eine perfekte Wohnung ausgesucht. Zumindest von der Lage her. Nicht in einem Hochhaus, sondern direkt an der Strandstraße. Da die Wohnung mit dem Balkon zur hinteren Seite hinausging, konnte man das Meer sehen. Es war wirklich der perfekte Blick auf das Wasser, auch wenn er nicht ganz frei war, weil doch einige Büsche den schmalen Spazier- und Radweg zwischen Meer und Haus säumten. Hinter den Bepflanzungen aber begann schon der Sand. Es gab verschiedene Wege, die zum Strand führten.

Natürlich hatte Jane Collins mit ihrer Klientin über John Sinclair gesprochen. Bella war einverstanden gewesen, dass noch ein männlicher Schutz hinzukam. Welchen Job John Sinclair allerdings ausübte, hatte Jane für sich behalten. Die Rede war mehr von einem Freund und einem Kollegen gewesen.

Die Detektivin hoffte, dass John es schaffte, noch am Abend in Timmendorfer Strand einzutreffen. Die E-Mail mit den Details hatte er erhalten, und jetzt konnte Jane nur noch warten und darauf hoffen, dass der Autoverkehr zwischen Hamburg und Lübeck nicht zu stark war.

Ihre Ferienwohnung war zwar klein, aber gemütlich. Zum Wohnzimmer gehörte der Balkon. Es gab noch einen kleinen

Schlafraum, eine Küche und ein Bad. Insgesamt gesehen konnten es auch zwei Personen hier gut aushalten, ohne sich auf die Nerven zu fallen.

Es war mit Bella abgesprochen worden, nach dem Mittag zu schlafen. Daran hatte sich Jane sogar gehalten. Zwar wäre sie lieber ins Wasser gegangen, aber sie war nicht nur zu ihrem Vergnügen hier, und sie wollte immer in der Nähe ihrer Klientin bleiben, denn das war wichtig. Wie ernst Jane die Drohungen nehmen sollte, konnte sie nicht sagen. Sie hielt einfach zu wenig Konkretes in den Händen: Die Drohungen hatten ihr zu vage geklungen, und sie wusste auch nicht, welchen Hintergrund es gab. Zwar hatte sie Bella Luna darauf angesprochen, doch die Künstlerin hatte nur mit den Schultern gezuckt und davon gesprochen, dass jeder erfolgreiche Mensch nun mal Feinde hat.

Das war Jane zu wenig gewesen. Sie ahnte, dass die Frau ihr nicht die ganze Wahrheit sagte. Die Angst kam auch bei ihr in Schüben. Immer wenn sie an etwas Bestimmtes dachte, entdeckte Jane das Flackern in ihren Augen, das allerdings schnell wieder verschwand, wenn die Gedanken vorbei waren. Dann gab sie sich immer besonders lustig.

Bella Luna wohnte in der Wohnung nebenan. Vom Schnitt her war es die Gleiche, nur seitenverkehrt. Jedenfalls grenzten die beiden Balkone auch aneinander, nur durch einen Sichtschutz getrennt.

Da Jane auf die Forderung ihrer Klientin eingegangen war, hatte auch sie sich hingelegt und war tatsächlich eingeschlafen. Die Tür zum Balkon hatte sie nicht geschlossen, und der Stimmen-Wirrwarr der Spaziergänger oder der Menschen am Strand war irgendwie sehr monoton gewesen und hatte Jane in den Schlaf gewiegt.

Nach knapp zwei Stunden war sie erwacht, aber noch schlaftrunken und mit einem schlechten Gewissen, weil sie eben so lange geschlafen hatte.

Sie sprang aus dem Bett, schüttelte über sich selbst den Kopf, merkte aber dann, als sie unter der Dusche stand, dass ihr der Schlaf gut getan hatte, denn sie fühlte sich erholt oder wie neu geboren. So ließ sich ein Urlaub ertragen.

Was Bella Luna am Nachmittag und am Abend vorhatte, wusste Jane nicht. Das war offen gelassen worden, und sie konnte sich damit auch anfreunden, weil sie selbst zu den spontanen Menschen gehörte.

Jane zog den Bikini an, falls sie mit Bella Luna baden gehen würde, darüber ein marineblaues Shirt, und die strahlend weiße Bermudahose bedeckte die Beine bis hin zu den Knien. Die nackten Füßen fanden in den weißen Slippers Platz, und Jane brauchte nach der Dusche erst mal einen kräftigen Schluck zu trinken. Im Kühlschrank standen mehrere Flaschen Wasser. Sie veredelte es mit Orangensaft und vertrieb die Trockenheit aus ihrer Kehle.

Die vierte Nachmittagsstunde war bereits angebrochen. Wenn sie jetzt noch etwas unternehmen wollten, wurde es Zeit. Sie überlegte, ob sie bei Bella Luna anrufen sollte, aber sie kam ihr mit dem Anruf zuvor, denn das auf dem Sideboard stehende Telefon meldete sich.

Bevor Jane ihren Namen nennen konnte, hörte sie bereits Bella Lunas Stimme.

»Ich bin es.«

»Super. Du nimmst mir einen Anruf vorweg.«

»Haha, habe ich mir gedacht. Hast du geschlafen?«

»Wie eine Tote.«

»Dachte ich mir, Jane. Mir ist es nicht anders ergangen. Ich bin einfach weggekippt, und es war vorbei.«

»Was machen wir?«

»Ich komme rüber, aber richte dich schon darauf ein, an den Strand zu gehen.«

»Alles klar.«

»Bis gleich.«

Es war Jane Collins sehr recht, den Strand und das Meer genießen zu können. Das war besser als durch den Ort zu laufen und sich dabei über das Pflaster zu bewegen, das doch ziemlich aufgeheizt war. Direkt am Wasser wehte stets ein etwas kühler Wind. So wurde es nie zu heiß wie in den südlichen Ländern. Hier konnten die Urlauber immer noch durchatmen und erlebten auch kühlere Nächte. Das war auch für Jane wichtig.

Einen Strandkorb hatten sie für zehn Tage gemietet. Er stand für sie bereit und war mit einem Holzgitter verschlossen, damit er nicht von anderen Gästen benutzt werden konnte. Ein kleines Schloss sicherte das Gitter zusätzlich ab, und den Schlüssel hatte ihnen die Verleiherin überlassen.

Es klopfte zwei Mal, dann wurde die Tür geöffnet, und Bella Luna betrat den kleinen Flur, der recht dunkel war. Sie brauchte kein Licht und ging so bis zum Wohnzimmer durch.

Bella Luna war ein echter Schuss, wie manche Männer sagen würden. Sie zählte zu den farbigen Menschen, ohne allerdings eine sehr dunkle Haut zu haben. Ihre Haut hatte mehr die Farbe von Milchkaffee. Sie war recht groß, sie war auch schlank, ohne allerdings mager zu wirken. Wenn man einen Vergleich aus der Tierwelt nahm, dann erinnerte sie an eine Gazelle, und so bewegte sie sich auch.

In ihrem Gesicht fielen die Augen auf, in denen die Pupillen wie dunkle Perlen lagen. Zusammen mit der etwas dicken Nase und dem breiten Mund wirkte das Gesicht sehr sinnlich. Pechschwarze Haare, die mal flach gegelt am Kopf lagen oder zu Rastabändern geflochten waren, vervollständigten den exotischen Eindruck.

Jetzt allerdings sah sie sehr locker aus. Jane kannte die anderen Frisuren auch nur von Fotos her. Im Moment umwirbelte die schwarze Mähne wie ungekämmt den Kopf, und auch ihr Outfit war nicht besonders auffällig. Helle Hose, weiße Hemdbluse, deren oberen Knöpfe nicht geschlossen waren.

Darunter trug sie das lilafarbene Oberteil eines Bikinis, das viel von ihren hoch angesetzten Brüsten sehen ließ.

Sie trug eine Strandtasche aus Leinen in der rechten Hand und stellte sie im Wohnzimmer ab. Mit einem leicht beunruhigten Blick sah sie sich um. »Alles klar?«

»Ja, warum nicht?«

»Nur so.«

Jane musste lachen. »Was ist mit dir?«

Sie winkte ab.

»Ich bin auch okay. Ich habe wirklich wahnsinnig gut geschlafen. Das war, als hätte ich einen Schuss bekommen. Absolut ruhig. Kein Telefon, keine Mails und so ...«

»Du hast doch Urlaub.«

»Klar, ich weiß ...«

»Und die andere Sache?«

Bella Luna zuckte mit den Schultern. »Es ist heute ruhig geblieben. Ich habe auch nichts gespürt. Keine Kälte, kein Wärme, keine Schweißausbrüche, keine plötzlichen Angstgefühle. Mir ist, als hätte es so etwas nie gegeben, Jane.«

»Dann freu dich doch.«

Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen. Das gefiel ihr dann doch nicht, und so stand sie auf und trat auf den Balkon. Jane folgte ihr langsam und blieb hinter ihr stehen.

Bella Luna hatte beide Hände auf das Holzgeländer des Balkons gelegt. Sie nahm das Thema wieder auf. »Eigentlich sollte ich mich freuen, Jane, aber ich kriege einfach nicht die Kurve, verstehst du?«

»Nicht direkt.«

Bella suchte nach Worten. Sie schaute über den kleinen Gebüschgürtel vor dem Balkon hinweg auf den Strandweg, der von zahlreichen Spaziergängern benutzt wurde. Die Menschen waren alle sommerlich gekleidet. Viele kamen vom Strand, andere gingen hin und wiederum andere wollten einfach nur die Sonne und den Ausblick genießen. Viele Kinder tobten

herum, denn in Deutschland war die Hauptferienzeit voll durchgeschlagen.

»Das ist so, Jane. Wenn ich mich unheimlich gut fühle und nicht mehr an den Druck oder die Gefahr denke, dann bekomme ich sehr bald etwas auf den Kopf. Da trifft mich dann der Hammer. Ich stehe da und kann nur dumm aus der Wäsche gucken.«

»So wie jetzt.«

»Ja.«

»Aber es ist nichts passiert, Bella.«

»Es wird etwas passieren.«

»Wer sagt das?«

Bella Luna drehte den Kopf nach rechts, um Jane anschauen zu können, die jetzt neben ihr stand und ihre Hände ebenfalls auf das Geländer gelegt hatte. »Das sagt mir mein Gefühl, Jane, und darauf kann ich mich verdammt gut verlassen. Ich merke immer, wenn etwas nicht so richtig ist und allmählich anrollt. Das ist auch hier der Fall. Die dunkle Welle kommt. Davon bin ich überzeugt.«

»Und wer verfolgt dich?« Jane kam sich schon etwas penetrant vor, weil sie die Frage nicht zum ersten Mal stellte, aber sie musste einfach immer wieder darauf hinweisen.

»Feinde.«

Jane horchte auf. Bisher hatte Bella Luna immer nur mit einem Achselzucken erklärt, dass sie nichts wusste. Jetzt endlich wurde sie konkreter.

»Das ist schon besser.«

»Warum?«

»Wenn man weiß, wer seine Feinde sind ...«

»Nein, nein, nein«, unterbrach Bella, »so kannst du das nicht sehen. Ich kenne die Feinde nicht, die mir auf der Spur sind und mir etwas antun wollen.«

»Aber du weißt, dass es sie gibt.«

»Klar, das schon.«

»Wer könnte es sein?«

Bella Luna verdrehte die Augen. »Nicht schon wieder, Jane. Ich habe keinen blassen Schimmer.« Sie hob die Hände an und ballte sie zu Fäusten. »Dabei habe ich keinem etwas getan. Ich habe mich auch nicht rücksichtslos nach oben geboxt, wie es viele in meiner Branche versucht haben. Ich habe mich wirklich gequält, und es hat verdammt lange gedauert, bis ich den Durchbruch geschafft habe. Aber dann ist es über mich gekommen. Schlagartig. Ich werde bedroht und glaube nicht, dass es eine normale Bedrohung ist, die auf eine Erpressung hinausläuft.«

»Darüber haben wir ja schon geredet.«

»Richtig, Jane. Und was ist dabei herausgekommen?«

»Noch kein Ergebnis.«

»Genau. Weil sich meine Feinde zurückhalten. Ich glaube auch nicht, dass es normale Typen sind. Da steckt mehr dahinter. Etwas völlig anderes.«

»Zum Beispiel?«

Bella Luna sackte innerlich zusammen. »Ich habe auch da keine Ahnung und kann nur Vermutungen anstellen. Ich denke an etwas Unheimliches, Fremdes, Teuflisches, wie auch immer. Eine andere Kraft und Macht, die nicht will, dass ich eine gewisse Karriere mache. So und nicht anders sieht das für mich aus.«

Jane fragte leise: »Glaubst du an die fremden Mächte, Bella?«

Diese Frage verursachte bei der Künstlerin einen Schauer, und Jane wusste, dass sie bei Bella einen wunden Punkt getroffen hatte. »Ich weiß nicht, ob ich daran glauben soll. Ich weiß es wirklich nicht. Aber ich habe das Gefühl, dass es mehr gibt, als wir mit unseren eigenen Augen zu sehen bekommen. Das schon.«

»Sehr gut.«

»Nein, ist es nicht. Ich habe nämlich Angst, dass die Kräfte mich einschnüren. Ich bin ja irgendwie ein Kind der Karibik,

auch wenn ich in London aufgewachsen bin. Aber die Wurzeln meiner Eltern und Großeltern sind nicht abgeschnitten worden. Sie existieren noch, und sie haben sich auch ausgebreitet und mich erfasst. Ich kenne noch die alten Legenden, den Zauber und alles mehr, obwohl ich es noch nie am eigenen Leib gespürt habe.«

»Voodoo?«

Nach dieser Frage zuckte Bella Luna zusammen.

Die Welt war für sie plötzlich eine andere geworden. Die Normalität hatte sich aufgelöst. Sie sah die Urlauber nicht mehr, das Meer nicht, und die in vollem Laub stehenden Sträucher waren für sie ebenfalls verschwunden, denn der Blick ihrer dunklen Augen war in eine unbestimmte Ferne gerichtet.

»Sorry«, murmelte Jane, »ich habe dich nicht erschrecken wollen, Bella.«

»Schon gut. Es ist okay.« Sie wischte den Schweiß von der Stirn, der sich plötzlich gebildet hatte. »Du kannst ja nichts dafür, dass du einen wunden Punkt bei mir getroffen hast.«

»Du fürchtest dich vor der Voodoo-Kraft?«

»Ja, sehr.«

»Warum?«

»Alle in meiner Familie fürchten sich davor. Sie wollen nichts damit zu tun haben.«

»Schlechte Erfahrungen?«

»Kann sein, Jane. So direkt wurde bei uns nie darüber gesprochen. Da kann man nichts machen. Aber die Angst vor dem Zauber sitzt schon tief in mir. Das ist irgendwie vererbt worden.«

Jane ließ Bella in der nächsten halben Minute in Ruhe.

Der Gedanke an Voodoo war ihr plötzlich gekommen, und sie hätte nicht gedacht, so ins Schwarze zu treffen. Aber es war so, und plötzlich breitete sich ein Verdacht in ihr aus.

Es konnte durchaus sein, dass diese uralte Magie die Künstele-

rin verfolgte, aus welchen Gründen auch immer. J

etzt war Jane auch froh, sich mit ihrem Freund John Sinclair in Verbindung gesetzt zu haben, und sie war auch davon überzeugt, dass ihr Bella Luna trotz des vertraulichen Verhältnisses, das mittlerweile zwischen ihnen bestand, nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte.

Bella lachte auf und drehte sich Jane Collins zu.

»Was soll der ganze Stress? Lass uns an den Strand gehen und ein paar Längen schwimmen. Ist das okay?«

»Für mich immer.«

»Das Wasser kühlt ab.«

Bella legte beide Hände auf Janes Schultern und schaute ihr in die Augen.

»Himmel, ich bin so froh, dich bei mir zu haben, ehrlich. Es war die beste Idee, dich als Beschützerin bei mir zu wissen.«

»Wenn du das so siehst, spreche ich nicht dagegen. Nur kann ich nicht immer an deiner Seite sein. Darüber musst du dir schon im Klaren sein, Bella.«

»Das weiß ich ja. Wobei ich hoffe, dass sich der Druck bei mir löst und ich mir alles nur einbilde.«

»Auch die Anrufe?«

Bella ließ die Detektivin los. »Lass uns nicht mehr darüber sprechen. Ich denke noch immer, dass sich jemand einen Scherz erlaubt und ...«

Genau in diesem Augenblick hörten sie die Melodie des Handys. Sie klang gedämpft, weil das flache Ding in der Tasche steckte, die Bella mitgebracht hatte.

»Willst du dich melden?«

»Was meinst du denn?«

»Tu es.«

»Okay.«

Sie lief auf die Tasche zu und zerrte hastig den Bügel auf. Mit zielsicherem Griff fischte sie das Handy heraus und meldete sich mit einem neutralen »Hallo...«

Sie hörte etwas - und wurde blass!

Jane Collins stand noch in der offenen Tür. Sie beobachtete ihren Schützling, der sich jetzt in die Höhe drückte und sich dabei sehr langsam bewegte. Aber ihr fiel auch das Zittern auf, das Bella Luna überfallen hatte.

Das flache Handy hatte sie gegen ihr Ohr gepresst. Sie lauschte dem Anrufer, ohne selbst eine Antwort zu geben. Dabei war sie zu einer Statue geworden, und nicht mal ihre Wimpern bewegten sich.

Der Anruf hatte sie geschockt. Jane wollte auch keine Fragen stellen, betrat mit einem langen Schritt den Raum und ging direkt auf Bella Luna zu. Durch eine Handbewegung machte sie ihr klar, das Handy abzugeben, was Bella auch tat.

Vom Schweiß der Hand war der Apparat feucht geworden, den Jane jetzt an ihr rechtes Ohr drückte.

Der Anrufer war ein Mann. Seine Stimme klang nicht glatt. Sie kratzte und konnte durchaus verstellt sein.

»Wir sind da. Wir sind immer in der Nähe. Wir lassen dich nicht aus den Augen. Du kannst dich vor uns nicht verstecken. Nicht mal am Ende der Welt...«

Keine weiteren Drohungen mehr. Jane wartete noch einige Sekunden und wollte das Handy schon zurückgeben, als sie die Stimme erneut hörte. Sie drückte das Handy wieder ans Ohr, aber sie vernahm nichts Neues.

Der Anrufer wiederholte die Sätze, und er sprach auch mit der gleichen Stimme, sodass ihr der Verdacht kam, dass ein Band ablief.

Nach einer weiteren Wiederholung schaltete sie das Handy ab und drückte es Bella Luna in die Hand.

Das Zittern war bei ihr nicht verschwunden. Sie schaute Jane an, aber sie blickte durch sie hindurch.

»Und?«

»Es war deutlich, nicht?«

Jane Collins nickte. »Das kann man wohl sagen. Das war eine verdamnte Warnung an dich.«

»Ich kann nicht fliehen. Ich kann es nicht.« Bella Luna hob hilflos die Schultern.

»Aber wer sind sie?«, wollte Jane wissen. »Sie haben sich mit >wir< gemeldet.«

»Keine Ahnung«, flüsterte Bella. »Ich weiß es wirklich nicht. Aber ich glaube nicht, dass sie sich einen Spaß mit mir erlauben. Das ist ernst, das ist verflucht ernst.«

»Wenn du Recht hast, muss es dafür auch einen Grund geben«, erklärte Jane.

»Ja, das stimmt.«

»Und welchen?«

Bella schaute der Detektivin flehend in die Augen. »Bitte, ich kenne ihn nicht. Ich weiß nur, dass meine Angst nicht geringer geworden ist, verstehst du das?«

»Klar.« Jane lächelte weich. »Entschuldige, dass ich dir immer diese Fragen stelle, aber das gehört zu meinem Job. Da muss ich einfach nach Hintergründen forschen, und ich gehe auch davon aus, dass es für alles ein Motiv gibt.«

Bella Luna nickte. Ob sie davon überzeugt war, konnte Jane nicht feststellen. Sie wechselte das Thema und kam auf ihren Vorsatz zurück.

»Hast du denn immer noch Lust, schwimmen zu gehen?«

Bella lächelte. Für einen Moment wirkte sie sehr glücklich. Den Vorsatz hatte sie nicht vergessen. »Ja, ich werde schwimmen. Ich will es. Ich kann mich doch nicht einigeln und...«, sie winkte ab. »Komm, lass uns gehen, der Strandkorb wartet...«

Die dunklen Brillen schützten die Augen der beiden Frauen

vor den Strahlen der Sonne. Obwohl zahlreiche schöne Frauen unterwegs waren, fielen die beiden auf.

Die eine dunkelhäutig und mit rabenschwarzen Haaren, die andere blond und ebenfalls von der Natur begünstigt. Da zogen sie die Blicke der Männer auf sich wie zwei Magnete das Eisen, und selbst manche Frauen schauten hin.

Sie gingen den schmalen Weg zum Strand. Das Buschwerk trat zurück, und so hatten sie einen freien Blick auf das sommerliche Treiben am Meer. Strandkörbe waren zu kleinen Wohnungen geworden. Familien mit Kindern empfanden die Ostsee als ein Paradies. Der Sand war sehr hell und feinkörnig. Es herrschte nur ein leichter Wind, der mit den Wellen spielte und sie klatschend gegen den Strand schleuderte. Klares Wasser, in dem sich die Schwimmer tummelten und in das auch die Kinder hineinlaufen konnten, denn es ging nicht eben schnell in die Tiefe. Für die Kleinen war die Ostsee ideal. Aber auch für Segler und Surfer, die für eine Farbenpracht auf dem Wasser sorgten, wenn sie langsam über die Wellen glitten.

Hinzu kam ein Himmel, der fast schon unnatürlich blau aussah. So etwas gab es sonst nur im reinen Kitsch, aber dieser hier zeigte die herrliche Farbe und nur ganz in der Ferne malten sich einige helle Federwolken am Himmel ab.

Zur rechten Seite des Strands schob sich ein Ladungssteg in die Ostsee hinein. Dort legten auch die Schiffe an, die mit Passagieren gefüllt wurden, die dann Rundfahrten zu den verschiedensten Orten machten. Niendorf, Travemünde oder zur anderen Seite hin nach Grömitz oder Kellenhusen.

Es war ein prächtiges Bild, das sich auch Bella Luna nicht entgehen ließ. Vor dem Strandkorb war sie stehen geblieben und blickte über das Wasser hinweg, als wollte sie dabei jede Einzelheit in sich aufsaugen, um sie nie zu vergessen.

Über allem stand eine herrliche Sonne, deren Wärme bei den Eis- und Getränkeverkäufern für einen großen Umsatz sorgte.

Jane Collins hatte das Gitter schon gelöst und es neben den

Strandkorb gestellt. In ihrer Nähe hatte es sich eine Familie mit zwei Kindern bequem gemacht. Die Jungen bauten Sandburgen, die Mutter lag im Liegestuhl, der Vater las Zeitung, aber er musste immer wieder an deren Rand vorbei zu den beiden Frauen hinschielern, die auch tatsächlich eine Augenweide waren.

Jane hatte als Erste die Kleidung abgelegt und stellte die Tasche auf den ausziehbaren Fußkasten des Strandkorbs. Sie suchte nach der Sonnencreme, denn sie wollte sich keinen Sonnenbrand holen. Erst hatte sie vor, Bella Luna zu bitten, sie einzucremen, dann sah sie, dass ihre Klientin am Korb lehnte, die Arme vor der Brust verschränkt hatte und aufs Meer schaute, um die Szene dort zu beobachten. Sie wirkte in sich selbst versunken, und der Mund war dabei zu einem Lächeln verzogen, als hätte sie gute Gedanken.

Die Zeit am Strand tat ihr gut, und Jane war davon überzeugt, das Richtige getan zu haben.

Janes Beine und der Oberkörper waren bereits eingecremt, als sich Bella herumdrehte.

»Es ist einfach super, Jane. Und es ist auch nicht zu voll. Hier liegen die Menschen nicht wie im Süden wie Heringe nebeneinander. Keine Betrunknen, keine grölenden Typen, die die Sau rauslassen, das macht einfach Spaß.«

Jane cremte auch ihr Gesicht ein und sprach durch eine Lücke zwischen den Händen. »Kein Widerspruch, Bella. Aber was ist mit unserer Schwimmerei?«

»Ich bin dabei.« Sie begann schon, ihre Kleidung abzustreifen, und der Familienvater bekam Stielaugen, wobei er dann enttäuscht wurde, denn Bella nahm ihr Oberteil nicht ab. Ebenso wie Jane behielt sie den Bikini an. Es lagen genügend Frauen nackt in den Strandkörben oder auch daneben auf Decken und sonnten sich.

»Kommst du mit?«

Glücklich sah Jane nicht aus, als sie sagte: »Das muss ich

dann wohl. Ist auch mein Fehler. Ich hätte mich nicht eincremen sollen.«

»Bitte, ich kann auch allein schwimmen. Das macht mir gar nichts.«

»Klar, das kannst du. Aber vergiss bitte nicht, dass du mich engagiert hast, um auf dich aufzupassen.«

»So eng solltest du das nicht nehmen, Jane.«

»Tue ich aber.«

»Dann los.«

Jane klemmte noch das Gitter vor den Korb, schloss es ab und folgte Bella Luna zum Wasser hin, dessen Ausläufer wirklich nur wenige Schritte entfernt den Sand nässten.

Bella war schon in die See gelaufen. Sie kämpfte gegen die Wellen an, bespritzte sich mit Wasser, lachte, drehte sich zu Jane hin um und schleuderte auch ihr eine Ladung Wasser entgegen.

Es war herrlich erfrischend, und Jane rächte sich, indem sie ebenfalls gegen das Wasser schlug, und die beiden Frauen tollten herum wie die Kinder. Dabei liefen sie weiter und entfernten sich immer mehr vom Strand. An der Seebrücke stoppte soeben wieder eines der weißen Ausflugsschiffe, um die Passagiere einzuladen.

Bella Luna warf sich aus einer Drehung heraus auf den Rücken. Das Wasser war an dieser Stelle tief genug, sodass man auch normal schwimmen konnte.

Jane schaute ihr nach. Lange blieb Bella nicht auf dem Rücken liegen, sie drehte den Körper, um in Bauchlage zu kommen und kraulte mit starken, geschmeidigen Arm- und Beinbewegungen hinaus ins offene Meer. Jane wunderte sich darüber, wie gut Bella schwamm. Sie selbst war keine schlechte Schwimmerin, aber gegen Bella kam sie nicht an. Sie schien im Wasser aufgewachsen zu sein und durchpflügte es fast mit der Geschmeidigkeit eines Delphins.

Es machte ihr wahnsinnigen Spaß. Das Wasser war genau das

richtige Element. Es drang überall hin und schien ihr die Furcht vom Körper und auch von der Seele zu spülen.

Jane hörte sie sogar lachen, als sich Bella wieder auf den Rücken drehte und ihr mit beiden Händen zuwinkte. Sie rief ihr zu, wie herrlich kühl das Wasser war.

»Okay.« Jane winkte zurück. »Ich komme.«

Auch sie stürzte nach vorn. Bisher hatte ihr das Wasser bis zu den Hüften gereicht. Jetzt stürzte Jane in die anlaufenden Wellen hinein, die an der Ostsee nicht so stark waren wie an der Nordsee und ihr auch deshalb nicht einen so großen Widerstand entgegen brachten.

Es war einfach wunderbar. Sie fühlte sich wie der berühmte Fisch im Wasser. Über ihr die wärmende Sonne, um sie herum das herrliche kühle Nass.

Besetzte Schlauchboote waren ebenso unterwegs wie kleine Segler, die aussahen, als wären sie zusammengebastelt worden. Die Surfer hielten sich von den Schwimmern fern. Sie hielten sich auch weiter draußen, um wie Artisten über die etwas höheren Wellen tanzen zu können.

Jane Collins ließ sich treiben. Sie stellte sich vor, ein Stück Treibgut zu sein, mit dem die Wellen spielten, um es dann irgendwohin zu schleudern.

Sie wurde gewiegt wie das Kind im Schoß seiner Mutter. Es war einfach unbeschreiblich. So herrlich. Die Sorgen wurden durch das Wasser weggeschwemmt, das manchmal über ihr Gesicht hinwegströmte wie schimmernde Perlen an einer langen Schnur.

Aber es meldete sich auch ihr Gewissen. Sie war nicht nur an die Ostsee gekommen, um Urlaub zu machen. Sie hatte einen Job. Sie war so etwas wie eine Leibwächterin, und im Augenblick war ihr Bella Luna tatsächlich entwischt.

Jane tauchte noch einmal unter, dann drückte sie ihren Körper in die Höhe und durchbrach die Wasseroberfläche. Sie war mittlerweile so weit hinausgeschwommen, dass sie keinen

Grund mehr unter den Füßen spürte. Hier merkte sie die Kraft des Wassers schon stärker. Ihr fiel auf, dass sich nicht allzu viele Schwimmer in ihrer unmittelbaren Nähe tummelten.

Und Bella?

Jane trat Wasser. Die Wellen hoben sie an, drückten sie wieder zurück, hoben sie an, und genau dann konnte sie am besten nach Bella Ausschau halten.

Bella war nicht zu sehen!

Ein Stich, wie von einer hauchdünnen Rasierklinge geführt, durchzog die Brust der Detektivin. Ihr wurde kalt, das Herz schlug schneller. Weiterhin Wasser tretend drehte sie sich auf der Stelle und schaute auch den Weg zurück, den sie geschwommen waren.

Nein, Bella fiel ihr nicht auf. Andere Schwimmer waren unterwegs, und der Strand sah aus wie eine bunte Kulisse, die für einen Urlaubsfilm aufgebaut worden war.

Keine Spur von Bella Luna!

Jane begann sich Sorgen zu machen. Sie dachte an den letzten Anruf, der alles andere als ein Spaß gewesen war.

Zwei Männer schwammen nicht weit von ihr entfernt in Richtung Strand. Segelboote schoben sich an ihr vorbei, Surfer huschten über das Wasser hinweg, aber Bella war nicht zu sehen.

Die Sorge veränderte sich zur Angst. Jane machte sich die bittersten Vorwürfe. Sie hätte nicht so leichtsinnig sein und dem Schwimmen zustimmen sollen. Wenn die Verfolger es ernst meinten, und alles deutete darauf hin, dann war auch das offene Wasser kein Hindernis mehr für sie.

Plötzlich war Bella wieder da!

Sie musste sich unter Wasser versteckt gehalten haben. Zumindest deutete ihr Auftauchen darauf hin, das nicht mal weit von Jane Collins entfernt passierte.

Da schnellte Bella aus dem Wasser. Sie hatte beide Arme in die Höhe gestreckt. Das Wasser rann perlend über ihre Haut

hinweg. Es strömte auch aus ihren Haaren, lief über das Gesicht, in dem der Mund weit aufgerissen war.

Jane Collins sah dies alles innerhalb einer kurzen Zeitspanne, und plötzlich gefiel ihr der weit geöffnete Mund nicht mehr, denn so sah niemand aus, der nach Luft schnappte. Sie hatte eher das Gefühl, dass Bellas Gesicht vor Angst verzerrt war, weil sie irgendetwas entdeckt haben musste, das sich bisher in der Tiefe verborgen gehalten hatte.

Ein Meeresungeheuer sicherlich nicht, sondern...

Janes Gedanken stockten.

Wie durch einen Blitzschlag getroffen, veränderte sich die Szenerie schlagartig, denn dicht vor Bella Luna schnellte eine zweite Gestalt aus dem Wasser.

Das war kein normaler Schwimmer, auch wenn er sich durch die Wellen gepflügt hatte. Jane sah nur den Hinterkopf und einen Teil des Rückens. Sie stufte ihn schon jetzt als eine graue Gestalt ein, die dann ihren rechten Arm in die Höhe stieß und mit einem zielsicheren Griff der Finger Bellas Kehle umklammerte ...

Aus dem Badespaß war innerhalb kürzester Zeit tödlicher Ernst geworden. Selbst Jane, die damit gerechnet hatte, war durch diese Attacke geschockt und überrascht worden.

Sie konnte es nicht fassen. Das Blut gefror in ihren Adern. Sie hatte noch das Gefühl, Bellas Schrei zu hören, dann riss die andere Gestalt Bella brutal an sich und drückte sie mit der freien linken Hand unter Wasser. Die Gestalt selbst beugte sich nach vorn, sodass nur für einen Moment ihr gekrümmter Rücken aus dem Wasser schaute und an den grauen Panzer einer Meeresschildkröte erinnerte.

Jane Collins hatte nicht eingegriffen und noch nichts getan. Sie war einfach zu geschockt worden, aber dieser Schock ließ

auch nach, und ihr war klar, dass sie etwas tun musste, bevor dieser Unhold Bella Luna umbrachte.

Jane schwamm mit lang gestreckten Kraubewegungen auf die Stelle zu, an der beide verschwunden waren. In ihrem Körper schien sich ein Motor zu befinden, der sie immer weiter antrieb. Sie gönnte sich keine Pause, und sie blieb dabei auch nicht an der Oberfläche, sondern war abgetaucht, um ihren Weg unter Wasser zu finden.

Weit hielt sie die Augen auf. Egal, ob das Salzwasser brannte, darauf kam es jetzt nicht an, als sie sich mit kräftigen Schwimmstößen durch die nasse Welt bewegte.

Sie musste es schaffen. Sie musste schnell sein, sie würde schnell sein, sie würde Bella finden - und sie sah nicht weit von sich entfernt einen kompakten Schatten, wobei sie nicht unterscheiden konnte, ob sich der Schatten aus einer oder aus zwei Personen zusammensetzte. Das war ihr in diesem Moment auch egal. Sie schwamm mit kräftigen Beinbewegungen dem zappeligen Ziel entgegen und sah auf einen breiten Rücken, der die andere Gestalt verdeckte.

Ihr fiel auch ein Kopf auf, bei dem die Wellen das Haar in die Höhe geschwemmt hatten.

Jane musste wieder Luft holen. Sie schnellte aus dem Wasser, riss den Mund auf, schnappte nach Luft und tauchte wieder geschmeidig in das Wasser.

Sie war näher an die Gestalt herangekommen, die nicht merkte, was sich hinter ihrem Rücken abspielte. Jane bekam die Haare zu fassen, drehte sie zusammen und zerrte den Kopf soweit wie möglich zurück, als wollte sie ihn abreißen.

Schreie konnten nicht ausgestoßen werden, aber Jane hatte den verdammten Kopf auch so gedreht, dass sie einen Blick in das Gesicht werfen konnte, was das klare Wasser auch zuließ.

Ihr stockte der Atem. Das war nicht das Gesicht eines Menschen, so sah ein Zombie aus. So grau, so leer. Ein unheimliches Wesen mit offenem Mund, das trotzdem noch existierte

und im Wasser nicht ertrunken war.

Sie löste eine Hand aus dem Haar und ballte die andere zur Faust, die sie so kräftig wie möglich in das verunstaltete Gesicht rammte. Hände wollten nach ihr greifen, aber Jane war schneller und tauchte unter dem Körper hinweg.

Sie musste sich auch um Bella kümmern, die ebenfalls noch da war. Sie trieb in der Nähe ab, befand sich dabei unter Wasser, und es sah nicht gut für sie aus.

Jane schwamm hin. Es gefiel ihr nicht, dass sich die unheimliche Gestalt dabei hinter ihrem Rücken befand, aber es gab keine andere Möglichkeit für sie.

Dann war sie da.

Beide Hände schob sie unter Bellas Rücken und drückte sie hoch an die Oberfläche. Auch sie tauchte auf, schnappte Luft, schluckte noch Wasser, hustete und versuchte mit aller Kraft, ihren Schützling an der Oberfläche zu halten.

Dabei teilten sich ihre Gedanken. Zum einen waren sie bei Bella, zum anderen bei dieser unheimlichen Gestalt, die sich unter Wasser versteckt gehalten hatte. Wenn sie jetzt angriff, war Jane wehrlos. Am schlimmsten peinigten sie die Befürchtungen, dass die Klauen des anderen ihre Knöchel umfassten und sie in die Tiefe zerzten, wo sie ein nasses Grab bekam.

Es passierte vorerst nichts. Jane gelang es auch, Bella Luna über Wasser zu halten. Sie schwamm mit ihr weg. Sie bewegte sich mit Luna dem Ufer entgegen und betete, so schnell wie möglich in flacheres Wasser zu gelangen.

Bella war nicht bewusstlos geworden. Sie atmete, sie hustete, sie schluckte Wasser, aber noch immer war in ihren Augen die Angst und die Panik zu lesen.

Hinter ihr, aber nicht weit entfernt hörte sie das brutal klingende Motorengeräusch. Plötzlich steigerte sich ihre Angst davor, von dem Boot überfahren zu werden.

Jane schaute zurück.

Das Boot war nicht besonders groß, aber aus ihrer Perspekti-

ve kam es ihr gewaltig vor. Der Bug erinnerte sie an eine Schneide, die alles zerteilen wollte, doch die Motoren waren gedrosselt worden, denn jemand befand sich an Bord, der eine Rettungsstange in das Wasser tauchte. Ein langer Stab mit einem genügend großen Kreis an seinem Ende. Damit holte er den Zombie hervor. Er zog ihn wie einen langen Fisch aus dem Wasser, und Jane konnte den Mann an Bord leider nicht sehen.

Er wuchtete den Zombie über die Reling und hatte dies kaum getan, als der Motor wieder sein böse klingendes Röhren aufnahm und sich das Boot nach vorn bewegte.

So schnell konnten sie nicht tauchen. Nicht zusammen mit ihrem Schützling. Plötzlich befand sich Jane in allerhöchster Lebensgefahr, aber sie hatte einen Schutzengel.

Es war keine Gestalt, die vom Himmel schwebte, sondern ein Segler, der den Kurs des Motorboots kreuzte. Wie viele Personen sich auf dem Segler befanden, bekam Jane nicht zu sehen. Auf jeden Fall waren es Zeugen, und die wollte die andere Seite nicht haben.

Der Kurs änderte sich. Das Boot krängte nach Backbord über, als es in die scharfe Kurve gelegt wurde, und wenig später dröhnte es über das Wasser hinweg einem neuen Ziel entgegen.

Drei Leute winkten von Bord des Seglers den beiden Frauen zu, bevor sie aus deren Blicken verschwanden.

Eine höhere Welle schnappte zu und drückte die Frauen wieder unter Wasser. Es war noch das Erbe des Motorboots, das sie erfasst hatte. Aber sie fingen sich wieder, und Jane zog die dunkelhäutige Bella wieder an die Oberfläche.

Die Künstlerin hatte sich wieder einigermaßen erholt. Es fiel ihr nur schwer, allein zu schwimmen. Aus diesem Grunde wurde sie von Jane unterstützt.

»Wir schaffen es, Bella. Wir sind gut. Du brauchst keine Angst zu haben, das kriegen wir hin. Wir packen es. Die Schweinehunde erwischen uns nicht.«

Bella gab keine Antwort. Sie lächelte nur, und ihre Augen

strahlten, denn sie wusste, dass sie an diesem Tag einen Geburtstag außer der Reihe feiern konnte.

Jane lag auf dem Rücken. Sie schwamm dem Strand entgegen, aber ihr Blick war in die andere Richtung gerichtet. Dort sah sie auch das Motorboot, das längst das offene Wasser erreicht hatte und so klein aussah, als könnte man es mit in die Badewanne nehmen.

Die erste Attacke war misslungen, aber Jane war davon überzeugt, dass weitere folgen würden. Und jetzt war sie noch froher, ihrem Freund John Sinclair Bescheid gegeben zu haben. Dass sich der Fall allerdings in eine derartige Richtung entwickeln würde, damit hatte auch sie nicht gerechnet...

Wenig später gingen die beiden Frauen an Land. Sie liefen durch das knöcheltiefe Wasser auf den Strand zu und spürten beide noch das Erlebte in den Knochen.

Bella Luna hatte nichts dagegen, von Jane gestützt zu werden. Sie brauchte noch eine Weile, um wieder bei Kräften zu sein. Der Strand bot kein anderes Bild. Er sah aus wie immer. Die Menschen hatten ihren Spaß, sie sonnten sich, sie badeten, sie bauten Burgen oder spielten Ball, wenn genügend Platz vorhanden war.

Das Stimmengewirr wurde ihnen vom Wind um die Ohren geweht, und Jane Collins fand alles, was zum Strandleben gehörte, in dieser Situation als beglückend.

Bella riss sich zusammen, als sie das Wasser hinter sich gelassen hatte. Die Leute sollten nicht sehen, dass es ihr nicht besonders ging, und sie quälte sich sogar wieder ein Lächeln ab.

Als sie die Nähe ihres Strandkorbs erreichten, schaute der Familienvater hoch. Er hatte sich inzwischen einen Sonnenbrand eingefangen, was ihn nicht weiter störte, denn er hatte

sich nicht in den Schatten gesetzt.

»War's gut im Wasser?«

»Super«, antwortete Jane. »Sollten Sie auch mal probieren.«

»Meine Frau testet vor.«

Jane Collins hatte keine Lust, sich weiterhin in ein Gespräch verwickeln zu lassen, sie tauchte in den Strandkorb ab, nachdem sie auch Bella auf den Sitz gedrückt hatte.

Die Künstlerin war noch immer etwas außer Atem. Zudem zitterte sie, sodass Jane eine Decke über ihren Körper ausbreitete. »Jetzt bleibst du erst mal hier sitzen und erholst dich. Alles andere wird sich ergeben.«

Bella hob langsam ihre Arme und schlang sie um Janes Oberkörper. Den Mund brachte sie dicht an das rechte Ohr der Detektivin. »Danke«, flüsterte sie, »danke, denn ohne dich wäre ich jetzt tot...«

»Hör auf, ich ...«

»Doch, Jane, doch, ich wäre tot ohne dich. Du hast es geschafft. Du hast mich gerettet.«

Jane nahm es auf die lockere Art und Weise hin. »Dafür bin ich ja da. Du hast mich doch engagiert, damit ich auf dich aufpasse. Das habe ich getan, mehr nicht.«

»Rede nicht so was. Auch dich hätten sie nicht am Leben gelassen, das weiß ich.«

»Kann sein. Der Segler hat uns gerettet. Es wären wohl zuviele Zeugen dabei gewesen.«

»Stimmt.« Bella ließ Jane los und lehnte sich im Strandkorb zurück. »Und was geschieht jetzt?«

»Etwas ganz Profanes und auch Menschliches. Ich werde uns erst mal was zu trinken holen. Danach sehen wir weiter.«

»Bitter Lemon.« Bella lachte. »Ich habe plötzlich einen wahnsinnigen Durst auf Bitter Lemon. Dabei bilde ich mir dann ein, Champagner zu trinken.«

»Den trinken wir heute Abend.«

»Meinst du?«

»Klar.« Jane stemmte sich aus dem Strandkorb, holte einen Geldschein aus ihrer Geldbörse, die in der Tasche steckte, aber nicht viel Geld enthielt, und ging zu den Getränke- und Eisbuden.

Es war glücklicherweise nicht so voll, deshalb brauchte Jane auch nicht lange anzustehen. Auf Becher verzichtete sie und steckte nur zwei Strohhalme in die Flaschen, mit denen sie dann zum Liegestuhl zurückkehrte, in dem Bella saß und die Augen geschlossen hielt. Die Beine hatte sie ausgestreckt, und die Decke war von ihrem Körper gerutscht.

Als Jane sich neben sie setzte, öffnete sie die Augen. »Ich habe mich soeben weit, weit weg gewünscht«, sagte sie.

»Und?«

»Es war nur ein Wunsch.«

»Der nichts bringt«, sagte Jane. »Du musst immer daran denken, was dir die Stimme gesagt hat. Sie werden dich überall finden. Egal, wo du dich auch versteckst.«

»Ja«, flüsterte sie und stöhnte dabei. »Das glaube ich mittlerweile auch.«

Beide Frauen tranken. Der bittere Geschmack des Getränks löschte ihren Durst, und irgendwie sah die Welt dabei dann wieder anders aus. Das normale Leben um sie herum drängte die Erinnerung an das Geschehene für den Moment zurück, aber es kehrte wieder, und Bella Luna wollte es auch nicht unterdrücken.

»Kann ich dir etwas sagen, Jane?«

Sie stellte ihre Flasche in den Sand zwischen den Füßen. »Du kannst mir immer etwas sagen.«

»Der Unhold war plötzlich da, Jane. Ich habe ihn nicht gesehen. Er muss in der Tiefe gelauert haben. Aber er trug keinen Taucheranzug, verstehst du? Er hatte auch keine Pressluftflasche auf dem Rücken befestigt. Er bewegte sich so normal unter Wasser wie wir es an Land tun. Das ist es, was mich fast irre macht.«

»Da stimme ich dir zu.«

»Und? Hast du wenigstens eine Erklärung, Jane?«

»Ja.« Sie legte die Stirn in Falten und richtete den Blick nach unten. »Es gibt eine Erklärung, auch wenn sie sich unwahrscheinlich anhört, aber wir dürfen sie nicht aus dem Blick lassen. Erwinnere dich daran, dass wir in der Wohnung über das Thema Voodoo gesprochen haben, und wir haben es beide ernst gemeint.«

»Klar. Wie könnte ich das vergessen. Ich habe den Begriff oft genug in meinem Leben gehört.«

»Gut. Dann weißt du sicherlich auch, was zum Voodoo gehört...«

Bella schüttelte den Kopf. »Moment mal, so genau kenne ich mich auf dem Gebiet auch nicht aus. Da gibt es Rituale, Beschwörungen, Bäder, die man nehmen muss, Pulver und ...«

»Das meine ich nicht.«

»Was dann?«

»Zombies, Bella. Lebende Leichen. Praktisch einige große Ziele des Voodoo.«

Bella Luna sagte nichts. Aber sie hatte begriffen, denn ihre Augen weiteten sich immer mehr. »Du ... du ... meinst, dass ich von einem Zombie angegriffen worden bin?«

»Genau das meine ich.«

Bella war sprachlos. Sie schaute zu Boden, rieb ihre Hände gegeneinander, holte heftig Luft, hob die Schultern und flüsterte Worte, die Jane nicht verstand.

»Zombies, also.«

»Ja.«

»Dann gibt es sie.«

»Davon müssen wir ausgehen.«

Bella rieb ihre Hände. Ein Beweis für die übergroße Nervosität, die sie umklammert hielt. »Und diese Zombies hat man auf mich angesetzt?«

»Es sieht so aus!«

Die Künstlerin strich durch ihre nassen Haare. »Aber warum?«, rief sie, »Warum bin ich in diesen verdammten Kreislauf hineingeraten? Das begreife ich nicht. Es ist alles so anders geworden. Mein ganzes Leben hat sich auf den Kopf gestellt. Ich bin eine Gejagte geworden, die Todesangst haben muss.«

Jane gab ihr indirekt Recht, als sie sagte: »Aber du stehst nicht allein, das solltest du wissen.«

Jane erntete ein Lachen. Erst danach stellte Bella eine Frage. »Und du fühlst dich stark genug, um gegen diese Monster ankämpfen zu können? Ist das deine Meinung?«

»Ich muss es tun.«

»Das hört sich an, als hättest du schon entsprechende Erfahrungen mit diesen Dingen.«

»Es ist durchaus möglich, dass ich die habe. Das Schicksal hat es trotz allem gut mit mir gemeint, Bella. Ich bin bei dir, was zwar keine unmittelbare Rettung bedeutet, aber wir können uns darauf freuen, dass uns jemand am Abend besucht, der darin ein Experte ist. Und zwar John Sinclair.«

»Dein Freund oder Kollege oder...«

»So ähnlich.«

»Er weiß auch Bescheid?«

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Bella Luna wusste nicht mehr, was sie noch sagen wollte. Sie zog die Decke wieder an sich und hängte sie über ihre Schulter. Die nächsten Sätze sprach sie mehr zu sich selbst. »Ich weiß nicht, was ich getan habe, dass sie mir auf den Fersen sind. Ich bin mir keiner Schuld bewusst. Ich habe nie an derartigen Ritualen teilgenommen, aber ich spüre die Angst in mir, das stimmt schon. Ich habe sie auch schon früher gespürt. Sie war einfach da, und manchmal habe ich mich nicht getraut, eine Bühne zu betreten.«

»Was singst du denn für Songs?«

»Folkrock.«

»Aha.«

»Kennst du nicht?«

»Nicht so richtig, wenn ich ehrlich bin. Aber du kannst mich ja aufklären.«

»Ich peppe die Volkslieder, oder wie immer man dazu sagen will, meiner eigentlichen Heimat auf. Mit den neuen Rhythmen. Ist eine Marktlücke. Die Songs kommen nicht nur bei den Latinos an, sondern auch bei den Weißen. Das ist alles.«

»Ohne Voodoo?«

»Wie meinst du?«

»Es könnte ja sein, dass in deinen Liedern Texte vorkommen, die irgendwelche Voodoo-Rituale beinhalten. Ohne dass du es weißt, nehme ich mal an.«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Aber du bist dir nicht sicher?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Inzwischen nicht mehr. Ich bin mir überhaupt nicht mehr sicher. Ich weiß nicht mal, wer ich richtig bin. Ich habe das Gefühl, zu einer anderen Person geworden zu sein. Vielleicht ist da etwas hochgekommen, was schon immer in mir gewesen ist. Aber das weiß ich nicht.«

»Auch über die Vergangenheit hast du nie nachgedacht?«

Bella verzog den Mund. »Warum auch? Ich lebe in London. Ich bin hier aufgewachsen, und meine Eltern sind es ebenfalls. Nur meine Großeltern lebten noch auf Grenada. Aber sie sind lange tot.«

»Waren Sie schon mal in England?«

»Nicht, dass ich wüsste. Außerdem weiß ich nicht viel über sie. Meine Eltern haben komischerweise selten über sie gesprochen. Wenn ich mal fragte, winkten sie immer recht schnell ab, als wäre es ihnen unangenehm, über dieses Thema zu sprechen. Das habe ich noch in Erinnerung behalten, sonst nichts. Ich weiß nicht, aus welchem Grund ich gejagt werde und warum man mich töten will.«

»Glaubst du, dass das feststeht?«

»Meinst du nicht?«, flüsterte Bella.

»Ich bin da unsicher, muss ich dir ehrlich sagen. Aber auch erst jetzt, weil ich darüber nachgedacht habe.«

»Und zu welchem Ergebnis bist du gekommen?«

Jane hob die Arme an. »Das kann ich dir nicht genau sagen, Bella. Aber es könnte auch sein, dass man dich nicht ertränken, sondern entführen wollte. Plötzlich war das Boot da. Man hätte dich an Bord holen und mit dir wegfahren können, denn Drohungen wie du sie erhalten hast, müssen nicht unbedingt den Tod bedeuten.«

»Das glaube ich nicht.«

Jane lächelte sie an. »Es war auch mehr eine Spekulation von mir. Aber ich will nichts außer Acht lassen, um später keine bösen Überraschungen zu erleben.«

»Tja, wenn du das meinst. Ich jedenfalls kann mir keinen Grund vorstellen und...«

Wieder sang das Handy seine Melodie. Kaum waren die ersten Töne erklingen, saß Bella Luna da wie ein Statue. Sie traute sich nicht, etwas zu unternehmen, hielt den Blick gesenkt und starrte gegen die Tasche, in der sich das Handy versteckte.

»Willst du dich nicht melden?«

»Nein.« Bella versteifte noch mehr. Sie schloss sogar die Augen, weil sie nichts mehr sehen wollte.

»Soll ich es für dich tun?«

»Ja, das wäre gut.«

»Okay, mach ich doch glatt.«

Jane brauchte nicht lange zu wühlen, um den tragbaren Quälgeist zu finden. Sie hütete sich davor, einen Namen zu nennen und sagte mit neutral klingender Stimme nur »Ja ...«

Sie hörte ein scharfes Lachen. »Heute Nachmittag hast du es geschafft, Bella. Aber glaube nicht, dass wir aufgeben, glaube das nur ja nicht. Wir kriegen dich noch.«

»Wirklich? Was wollt ihr denn von mir?«

Jane hörte einen scharfen Atemzug. »Was wir wollen, steht fest. Du bist wichtig...«

»Wieso denn?«

»Denk an deinen ...« Die Stimme verstummte. Es folgte nach dieser Pause ein Fluch und dann die Frage: »He, wer bist du eigentlich? Da spricht doch nicht Bella ...?«

»Wieso denn nicht?«

»Du bist die Blonde, wie?«

»Erfasst, Mister.«

»Dann betrachte dich schon mal als tot!« Mehr sagte die Stimme nicht. Die Verbindung war unterbrochen.

»Er ist es gewesen, nicht wahr?«, fragte Bella hektisch.

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Jane wahrheitsgemäß. »Jedenfalls kam die Stimme diesmal nicht vom Band. Es hat also jemand live mit mir gesprochen. Leider kenne ich die Stimme nicht, aber sie hörte sich nicht gut an. Der Sprecher schien auch sauer zu sein, weil wir ihm entwischt sind. Tja, da hat er Pech gehabt.«

»Was hat er denn gesagt?«

Jane legte Bella eine Hand auf die Schulter. »Dass du wichtig bist, meine Liebe.«

»Ich?«, hauchte sie. Aber wieso soll ich denn so wichtig für diese Leute sein?«

»Das hat er mir leider nicht gesagt. Aber sie haben sich nicht die Falsche ausgesucht. Ich höre noch, wie der Sprecher sagte, denk an deinen ... dann hat er wohl bemerkt, dass ich nicht du bin, und die Verbindung unterbrochen.«

Von der Morddrohung erzählte Jane nichts, sondern konzentrierte sich weiterhin auf ihren Schützling. Bella saß da und schüttelte nur den Kopf. »Ich bin auch jetzt nicht schlauer geworden, Jane. Du etwa?«

»Nicht viel. So gut wie nicht. Aber mir will nicht aus dem Kopf, dass er sagte, >denk an deinen ...< Was kann der Anrufer damit gemeint haben? Kannst du dir darunter etwas vorstel-

len?«

»Nichts konkretes. So etwas passt doch auf viele Begriffe. Ich kann an meinen Freund denken, meinen Mann, meinen Vater, meinen Song, meinen Auftritt - an alles Mögliche. Nur an die Wahrheit komme ich nicht heran.«

»Wir werden sie herausfinden«, erklärte Jane Collins. »Da bin ich optimistisch.«

»Falls ich dann noch lebe.«

»Bestimmt wirst du das.«

»Weiß nicht.«

»Aber heute Abend bekommen wir Hilfe. Da sieht die Welt schon wieder ganz anders aus.«

»Ist dieser John Sinclair denn ein Supermann?«

»Nein, überhaupt nicht. Aber er ist jemand, der sich auskennt. Auch in der Voodoo-Szene. Das werden wir am Abend alles sehen. Ich will auch versuchen, ihn anzurufen. Es kann sein, dass er schon in Hamburg gelandet ist.«

»Dann tu das.«

»Nicht hier, Bella. Lass uns reingehen.«

»Du wirst lachen, aber das wollte ich gerade auch vorschlagen. Irgendwie fühle ich mich hier unwohl. Ich kann die Blicke der Leute nicht mehr ertragen. Komisch, nicht?«

»Nein, das ist normal.«

Bella schüttelte den Kopf. »Und keiner von der Strandwacht ist mir zu Hilfe gekommen. Das wundert mich ebenfalls. Oder ist dir das nicht aufgefallen?«

»Erst jetzt, wo du es sagst. Es ging auch alles zu schnell, und wir waren fast immer über Wasser zu sehen.« Jane stand auf und nahm die Tasche an sich. Bella trug die Decke. Sie wischten so gut wie möglich den Sand von ihren Füßen weg, schlüpften in die flachen Schuhe und machten sich auf den Rückweg.

Beide waren sehr schweigsam. Erst als sie den Strand hinter sich gelassen hatten, übernahm Bella wieder das Wort. Mit

leiser Stimme sagte sie: »Es kommt wieder zurück. Es ist das verdammt Gefühl der Angst. Ich fürchte mich sogar davor, in meiner Wohnung allein zu bleiben.«

»Das kann ich verstehen, und deshalb werden wir zusammenziehen.«

»Danke.«

»Ist doch selbstverständlich.«

Das Haus besaß nicht nur einen Vordereingang, sondern auch einen an der hinteren Seite. Den nahmen sie, denn einen entsprechenden Schlüssel hatten sie bekommen.

Im etwas düsteren Flur war es kühler. Bella Luna wusste nicht, welche Zimmertür sie ansteuern sollte. Deshalb überließ sie Jane Collins die Entscheidung.

Sie entschied sich für Bellas Wohnung, schloss auf, drückte die Tür nach innen, blieb allerdings vor der Schwelle stehen und bewegte sich auch nach einigen Sekunden um keinen Zentimeter vor.

»Was hast du denn, Jane?«

»Da stimmt was nicht...«

»Und was?«

»Weiß ich noch nicht. Aber es ist besser, wenn du zunächst im Flur zurückbleibst.«

»Okay.«

Jane Collins ärgerte sich jetzt, dass sie keine Schusswaffe bei sich trug. Aber wer geht schon mit einem Revolver oder einer Pistole zum Strand?

Der Geruch störte sie. Er war einerseits fremd, andererseits kam er ihr bekannt vor. Nur konnte sie diese Bekanntheit nicht eben als positiv einstufen.

Bevor sie die Wohnung betrat, lächelte sie Bella aufmunternd zu, dann schob sie sich in den Flur, in dem auch die Wärme Einzug gehalten hatte. Die Luft war stickig geworden. Kein Windstoß erreichte diesen Ort. Es war nichts zu hören. Die übliche Stille, der Jane allerdings nicht traute. Obwohl sie

nichts sah, war sie davon überzeugt, eine Veränderung zu erleben. Ein kühler Hauch strich über Schultern und Rücken. Der erste Blick galt dem Bad.

Da sah sie nichts Ungewöhnliches, nachdem sie das Licht eingeschaltet hatte, nur die große Unordnung, die Bella hinterlassen hatte, denn sie war kein Mensch, der gern aufräumte. So standen ihre Kosmetikartikel überall herum. Aber sie gaben nicht den Geruch ab, der Jane so sehr störte.

Vom Bad aus gesehen lag das Schlafzimmer näher als der Wohnraum. Jane drehte sich nach links. Die Tür des Schlafzimmers war nicht geschlossen. Angelehnt wartete sie nur darauf, aufgedrückt zu werden, was Jane auch tat.

Ihr Blick wurde frei. Erreichte das Bett, fand das Fenster, vor dem ein Rollo hochgezogen war und die Scheibe nur zur Hälfte bedeckte. So konnte auch Helligkeit in das Zimmer fallen und dabei bis zum Bett vordringen. Es war mit einer hellen Decke bezogen worden, die jetzt allerdings einen dunklen Fleck zeigte. Nein, der Ausdruck Fleck war nicht richtig für den Kreis, der in den Stoff hineingesickert war und sich dort fest gefressen hatte.

Von ihm stammte der Geruch.

Jetzt hatte Jane Collins das Gefühl, inmitten einer dampfenden Blutwolke zu stehen...

Sie war nicht mal so sehr überrascht. Irgendwie hatte sie damit gerechnet, dafür war ihr der Geruch einfach zu stark vorgekommen. Sie ging keinen Schritt weiter und beobachtete aus der Türnähe den gewaltigen Flecken. Zuerst dachte sie daran, dass jemand ein Gefäß mit Blut über dem Bett ausgeleert hatte. Das traf nicht zu, denn ihr Blick fiel auch in Höhe des Fußendes neben das Bett.

Dort lag der Gegenstand!

Im Dämmerlicht war er nur als Klumpen zu erkennen. Als sie sich zwei kleine Schritte vorwagte, da erhielt der Gegenstand Konturen. Es war zum Glück kein Mensch, sondern ein Tier.

Neben dem Bett lag ein ausgebluteter Hahn!

Jane schrie nicht auf. Sie war es gewohnt, den Schrecken zu sehen. Sie spürte nur, wie es in ihrem Kopf arbeitete und regelrecht tickte. Dieser Hahn hatte seinen Platz nicht zufällig in diesem Zimmer gefunden. Er war auch nicht aus Zufall ausgeblutet. Das hatte schon alles seinen Sinn, denn es gehörte zu einem Ritual, das sie dem Voodoo zählte. Hier war ein Symbol hinterlassen worden. Eine magische Opferung, zugleich eine Warnung an die Lebenden.

Man hatte dem Tier den Kopf abgehackt und es über dem Bett ausbluten lassen. Wer immer hier eingedrungen war, hatte sich keine große Mühe gemacht, seine Spuren zu verwischen, denn auf dem Boden malten sich noch seine blutigen Fußabdrücke ab. Jane sah sehr genau, wohin der Mann gegangen war.

Dass es ein Mann war, stand für sie fest. So große Füße hatte kaum eine Frau.

Alles hing mit Bella Luna zusammen. Man war der Frau auf der Spur. Man wollte etwas von ihr. Sie war in den Mittelpunkt gestellt worden. Um sie herum drehte sich alles.

Jane war jetzt klar, dass die andere Seite nicht locker lassen würde, wer immer sich auch dahinter verbarg. Man war und blieb ihr auf der Spur, obwohl sie England verlassen hatte. Auch der kleine Ort Timmendorfer Strand bot keinen Schutz, und sie waren nicht nur als Menschen unterwegs, sondern hatten ihren Killer mitgebracht, dieses zombiehafte Wesen, das aus dem Wasser gestiegen war.

Jane wollte sich umdrehen und mit Bella sprechen. Vor allen Dingen konnte die Künstlerin nicht mehr zurück in ihre Ferienwohnung. Es wäre furchtbar gewesen, hier noch wohnen zu müssen. Am besten war es, jetzt zu packen und in die

Wohnung nach nebenan zu ziehen.

Da hörte Jane den erstickten Schrei. Ohne sich gedreht zu haben, wusste sie, wer ihn ausgestoßen hatte, und schon hörte sie die Frage: »Mein Gott, was ist das?«

Bella Luna stand in der Tür. Kreidebleich war sie bestimmt nicht geworden, das wäre bei ihrer Hautfarbe auch nicht möglich gewesen, aber sie stand vor der Schwelle wie jemand, den voll der Schock getroffen hatte.

»Geh wieder zurück«, sagte Jane und stellte sich so hin, dass Bella den toten Hahn nicht sah.

»Nein, ich will nicht.«

»Bitte, ich erkläre dir alles.«

»Du?«

»Ja, ich versuche es.«

Bella drehte den Kopf und schaute dabei in verschiedene Richtungen, wie jemand, der Hilfe sucht. Als Jane sie erreicht hatte, drückte sie Bella durch die Tür in den Flur hinein und drehte sie dort nach links, damit sie ins Wohnzimmer ging. Dann schloss sie die Tür zum Schlafzimmer und folgte Bella, deren Schritte nicht mehr normal, sondern staksig und steif aussahen.

Die Balkontür war geschlossen. Licht schimmerte durch die Gardinen und hinterließ einen hellen Fleck. Jane drückte Bella in einen Sessel und suchte nach etwas Trinkbarem, das sie wieder auf die Beine brachte.

Es gab eine Flasche mit weißem Rum. Am gestrigen Abend hatte Bella ihn mit Cola gemischt. Jane fand die Flasche in der kleinen Küche, in der alles sauber war, und goss einen gehörigen Schuss in das hohe Wasserglas. Sie schaute dabei aus dem Fenster. Auch weil sie damit rechnete, dass sie beide noch beobachtet wurden, aber davon war nichts zu sehen. Es war ihr auch klar, dass es mit dem Spaß vorbei war. Die andere Seite kam zur Sache. In dieser Situation war Jane heilfroh, John Sinclair angerufen zu haben und drückte sich die Daumen, dass

er es auch schaffte, noch vor Anbruch der Dunkelheit in Timmendorfer Strand zu sein, bevor die Lage noch mehr eskalierte.

Im Wohnzimmer drückte Jane Bella das Glas in die Hände. »Nimm einen kleinen Schluck, der pumpt dich wieder auf.«

Bella trank. Sie verzog das Gesicht, trank noch mal, keuchte und stellte das Glas zur Seite.

Dann drehte sie den Kopf, damit sie die auf einer Sessellehne sitzende Jane Collins anschauen konnte, deren Blick auf sie gerichtet war.

»Es geht um dich. Einzig und allein um dich, Bella. Man will dich haben, das steht fest. Du bist für die andere Seite interessant, damit musst du dich abfinden.«

»Die andere Seite«, flüsterte Bella. »Aber wer ist die andere Seite?«

»Ich habe keine Ahnung.« Jane korrigierte sich. »Oder *fast* keine Ahnung. Fest steht, dass wir es mit der Magie des Voodoo zu tun haben. Du hast alles im Schlafzimmer gesehen?«

»Da war Blut auf dem Bett. Viel Blut.«

»Stimmt. Und noch etwas mehr. Das Blut ist nicht einfach über das Bett gekippt worden. Man hat ein Tier geopfert. Einen Hahn. Man hat ihm den Kopf abgeschlagen und über dem Bett ausbluten lassen. Das genau ist passiert.«

Bella blieb vor Staunen der Mund offen. »Woher weißt du das alles?«

»Ich kenne mich etwas aus.«

Die dunkelhäutige Schönheit hob ihre Schultern an wie jemand, der friert, weil er plötzlich mit Eis in Berührung gekommen ist. Sie schaute nicht Jane Collins an, sondern blickte ins Leere. Nach einer Weile schüttelte sie den Kopf. »Ich weiß genau, dass ich damit nichts zu tun habe. Nicht mit Voodoo. Klar, der Begriff ist mir nicht unbekannt. Viele, die ich kenne, glauben daran. Für sie ist Voodoo wie eine Religion,

aber ich bin damit nie in Kontakt gekommen. Nein, um alles in der Welt nicht. Ich lehne es ab. Ich hasse Voodoo. Ich habe auch keine Zeit gehabt, mich darum zu kümmern. Ich musste an meine Karriere denken, denn die war mir viel wichtiger. Es ist für mich unfassbar, dass ich damit je in Berührung kommen würde.«

»Aber eine Tatsache, die wir nicht mehr weglegen können«, erklärte Jane.

Bella hob den Kopf und sah die Detektivin an. »Was sollen wir jetzt unternehmen? Fliehen? Weglaufen? So schnell wie möglich den Ort hier verlassen und uns irgendwo verstecken?«

Die Detektivin schüttelte den Kopf. »Nein, Bella, das werden wir nicht tun.«

»Was schlägst du denn vor?«

»Wir bleiben.«

»O Gott!« Sie schlug die Hände vor den Mund. »Das halte ich nicht aus, wenn das so weitergeht.«

Jane Collins blieb hart. »Es hat wirklich keinen Sinn, wenn wir die Flucht versuchen. Das musst du einsehen. Sie würden uns überall auf der Welt finden, da hat der verdammte Anrufer nicht Unrecht. Also werden wir es hier ausfechten.«

»Meinst du?«

»Was sonst?«

»Und das kann gut gehen?«

»Wer weiß es schon, aber wir werden bald einen Helfer bekommen. Ich bin fest davon überzeugt, dass es John Sinclair schafft, noch vor Einbruch der Dunkelheit hier zu sein. Da wären unsere Chancen dann um einiges gestiegen.«

»Meinst du?«

»Das kann ich dir versichern.« Jane rutschte von der Sessellehne und schaute sich um. Das Zimmer sah nicht eben aufgeräumt aus, denn dazu war Bella nicht der Typ. Sie hatte ihre Klamotten überall verteilt. Es sah aus, als wäre ein Wirbelsturm durch den Raum gefegt. Auch Notenblätter lagen

auf dem Tisch und sogar noch darunter. »Zuvor allerdings wirst du etwas anderes tun, Bella.«

»Was denn?«

»Umziehen.«

»Ich?« Sie lachte. »Wieso? Du hast doch gesagt, dass man uns überall findet.«

»So meine ich das nicht. Du wirst nur eine Wohnung weiter ziehen. Und zwar zu mir.«

Bella nickte langsam. »Jetzt verstehe ich. Aber müssen wir nicht der Vermieterin Bescheid geben und ihr erklären, was hier passiert ist? Wenn sie meine Wohnung betritt und das Blut sieht, dann...«

»Nicht jetzt. Wir werden es ihr mitteilen, wenn das alles hier vorbei ist.«

Bella war für einen Moment sprachlos. Dann schüttelte sie den Kopf und lachte leise auf. »So einen großen Optimismus wie du möchte ich auch gern haben. Dann rechnest du damit, dass wir das hier überstehen und mit heiler Haut herauskommen?«

»Aber immer doch.«

Bella Luna schaute die Detektivin länger an als gewöhnlich. »Weißt du eigentlich, dass du eine tolle Frau bist?«

Jane zuckte die Achseln. Das Kompliment berührte sie unangenehm. Sie lenkte ab und sagte: »Komm, ich helfe dir beim Aufräumen ...«

Man kann sich schon auf die modernen Verkehrsmittel verlassen. Ich hatte tatsächlich noch einen Flieger bekommen, der sogar pünktlich in Hamburg landete, und mein über Internet bestellter Leihwagen stand ebenfalls bereit. Ich hatte mich für einen flotten Golf entschieden, in dem auch eine Klimaanlage eingebaut worden war.

Freitag! Ferien in Deutschland. Wochenend-Verkehr. Ich hatte mich schon oft genug in Germany aufgehalten, um die Staus zu kennen, mit denen ich auch jetzt rechnen musste, besonders am frühen Freitagabend, wenn viele Großstädter an die Küsten fuhren.

Erst vor knapp drei Wochen hatte mich ein Fall nach Deutschland geführt. Da allerdings in den Süden, ins Hexenloch, das im tiefsten Schwarzwald liegt. Jetzt fuhr ich in Richtung Küste, um mich dort in einem Ort, der Timmendorfer Strand heißt, mit Jane Collins zu treffen, die einen Job als Bodyguard angenommen hatte. Worum es genau ging, würde sie mir sagen, aber gespannt war ich schon. Die Spannung ließ auch nicht nach, als ich hinter Hamburg auf der Autobahn nach Lübeck in den ersten Stau geriet.

Das Wetter meinte es gut mit den Menschen. Nur nicht mit denen, die im Stau standen. Ich verlor nicht nur Zeit, mir machte auch die Hitze zu schaffen, denn bei einem stehenden Fahrzeug mit ausgeschaltetem Motor läuft keine Klimaanlage.

Irgendwann ging es weiter, auch wenn sich die Schlange aus Blech nur recht gemächlich bewegte und uns der nächste Stau schließlich zum Stoppen zwang.

Von dort aus telefonierte ich mit Jane Collins. Es dauerte eine Weile, bis sie sich meldete.

Ihre Stimme klang gehetzt, und auf meiner Stirn bildeten sich Sorgenfalten. »He, ich bin es. Hast du Ärger?«

»Kaum.«

»Das ist gelogen.«

Jane ging nicht auf meine Bemerkung ein. »Wo bist du jetzt, John?«

»Na ja, im Stau.«

Das freute Jane sogar. »Dann hast du es also geschafft und hängst zwischen Hamburg und Lübeck fest.«

»Genauso ist es.«

»Gut, wir warten. Die Adresse hast du ja.«

»Klar. Jetzt musst du mir nur noch sagen, was passiert ist.«

»Ja, es gab Ärger, und es wird ihn auch noch weiter geben, wie ich die Dinge sehe. Es geht um Voodoo. Man ist hinter Bella Luna her. Wir haben Glück gehabt, dass wir noch leben.«

»Raus damit!«

Ich erfuhr die Einzelheiten und hatte den Eindruck, dass etwas Kaltes meinen Rücken hinabrieselte. Ich wollte auch von Jane wissen, weshalb man ihren Schützling verfolgte, aber da musste sie leider passen.

»Ich weiß es nicht, John. Und Bella weiß auch nicht, was sie mit dem verdammt Voodoo-Zauber verbindet. Es ist nun mal so, dass man sich an sie gehängt hat.«

»Okay, wir sehen uns hoffentlich bald.«

»Wie lang ist denn der Stau?«

»Ich habe keine Ahnung. Jedenfalls zu lang. Halte schon mal die Getränke bereit.«

»Mach ich. Bis dann ...«

Fünf Minuten später setzte sich die Autoschlange wieder in Bewegung. Die Sonne war zwar nicht gesunken, stand aber nicht mehr so hoch am Himmel und schickte ihre noch heißen Julistralen leicht schräg über die Erde hinweg bis hinein in die Fahrzeuge auf der Autobahn. Ich war froh, dass die Klimaanlage wieder ihren Betrieb aufnehmen konnte und erfreute mich an ihrem kühlen Strom.

Alles hat einmal ein Ende, auch ein Stau und eine Autoschlange. Als ich von der Autobahn abfuhr, musste ich noch ein paar Kilometer fahren, dann hatte ich mein Ziel, Timmendorfer Strand, erreicht. Ich kam nicht direkt in den Ort hinein, musste eine Umgehungsstraße benutzen und fuhr so um das Fußgänger- und Einkaufsparadies mit zahlreichen Geschäften und Lokalen der unterschiedlichsten Sorte herum, wobei ich dann auf die Uferstraße gelangte.

Mit den Hochhaus-Hotels hatte ich nichts zu tun. Bei einem Ampelstopp gelang es mir, einen Blick auf die Ostsee zu

werfen, die schwer wie flüssiges Blei in ihrem Bett lag und von der Sonne eine leicht rötlich-gelbe Färbung erhalten hatte.

Um diese Zeit hatten die meisten Menschen den Strand verlassen und strömten in die Lokale und auch in Läden, um Lebensmittel einzukaufen. Viele Familien mit Kindern waren unterwegs, und ich zählte mehr Fahrräder als Autos.

Mein Weg führte mich in Richtung Scharbeutz. Ich rollte langsam über die Uferstraße hinweg. Vorbei an alten Villen oder Herrenhäusern, die noch zur Zeit des Jugendstils errichtet worden waren, und die durch die Bank weg einen hellen, mediterranen Anstrich bekommen hatten.

Hell war auch der Gitterzaun gestrichen, der das Grundstück umgab, auf dem sich das Haus mit den Ferienwohnungen befand, in denen ich die beiden Frauen finden würde. Auf dem Grundstück und links neben dem Haus konnte ich meinen Leihgolf abstellen und war froh, die Kiste verlassen zu können.

Trotz der Klimaanlage klebte mir das Hemd am Körper. Ich ließ meine Reisetasche im Wagen und nahm nur die dünne Sommerjacke mit, die ich auch überstreifte, weil sie meine Beretta verdeckte. Ich wollte nicht, dass sie von einer fremden Person zufällig entdeckt wurde.

Ein schmaler Weg führte nicht nur durch einen Garten, sondern auch um das Haus herum auf die Seeseite zu, wo auch die Balkone lagen, die zu den Wohnungen gehörten.

Diesen Weg nahm ich nicht. Ich orientierte mich in Richtung Eingangstür und suchte nach einer Klingel. Ich brauchte nicht zu schellen, denn Jane Collins hatte meine Ankunft bereits bemerkt. Sie öffnete die Tür und fiel mir um den Hals.

Diese Begrüßung ließ ich mir natürlich gern gefallen. Es war zu sehen, wie erleichtert Jane war, und sie lobte mich dafür, dass ich es so toll noch geschafft hatte.

»Wenn du rufst, bin ich doch immer bereit.«

»Lass das nicht Glenda hören.«

»Das ist alles relativ.«

»Weiß sie, wo du steckst?«

»Klar. Und ich soll dich grüßen.«

»Na, super.«

Ich wechselte das Thema. »Und wie sieht es bei dir aus?«, fragte ich.

»Es ist noch alles im grünen Bereich, John. Aber wir können nur eine Wohnung benutzen. Bella ist aus ihrer ausgezogen. Bei dem Blutgeruch kann kein Mensch schlafen.«

»Kann ich sie trotzdem sehen?«

»Wie du willst.«

Wir betraten das Haus, in dem es zum Glück kühler war als draußen. Eine Treppe führte nach oben, aber die nahmen wir nicht. Jane steuerte zielsicher eine der beiden Türen an, die dicht nebeneinander lagen. Sie schloss auf, schnüffelte, verzog angewidert das Gesicht und ließ mir den Vortritt.

»Du musst in das Schlafzimmer gehen.«

»Liegt dort der Hahn noch?«

»Nein. Ich habe ihn eingepackt in eine Plastiktüte, Wasser in die Wanne laufen lassen und ihn dort hineingelegt. Ich wusste mir nicht anders zu helfen. Ich wollte auch kein Aufsehen und Fragen entgehen. Das können wir alles später klären.«

»Gut.«

Die Wohnung war düster. Von dem Gestank wollte ich erst gar nicht sprechen, als ich mich auf leisen Sohlen über den dünnen Teppich hinweg zur Tür des Schlafzimmers ging und sie dann vorsichtig öffnete.

Das Bett sah scheußlich aus. Auf beiden Hälften verteilt lag das Blut des geköpften Tieres. Bei dieser Beleuchtung sah es noch dunkler aus, fast schwarz.

Woher die Fliegen gekommen waren, wusste ich nicht. Jedenfalls summten sie zahlreich über dem Bett und hatten einen idealen Platz gefunden. Dicke, fette Schmeißfliegen, deren Körper grünlich schimmerten. Sehr schnell umtanzten sie auch mich. Ich wischte sie mit ein paar Handbewegungen zur

Seite und schaute gegen das Fenster, vor dem noch ein zur Hälfte herabgezogenes Rollo hing. Hinter dem Rest der Scheibe malten sich die mit Blättern bewachsenen Arme der Sträucher ab. Die See sah ich nicht.

Dafür entdeckte ich Fußspuren auf dem Boden. Was für einen Kriminalisten und Profiler von Bedeutung war, ließ ich außer Acht. Das war nicht wichtig, denn ich wollte keinen Mörder fangen, sondern die Spur der Voodoo-Leute aufnehmen.

Jane wartete an der Tür. Sie schaute mir zu, und als ich mich gedreht hatte, fragte sie: »Willst du dich noch weiter hier in der Wohnung umschauen?«

»Ja.« Ich hob die Hand. »Hast du eine Ahnung, wie die andere Seite sich hier Zutritt verschafft hat?«

»Nein, habe ich nicht. Ich kann mir vorstellen, dass sie einen Zweitschlüssel gehabt haben, denn irgendwelche Zerstörungen an den Türen waren nicht zu sehen. Keine noch so geringen Spuren, John. Sie sind wirklich lautlos gekommen und ebenso wieder verschwunden.«

»Ich gehe dann noch ins Wohnzimmer.«

»Okay, du findest mich nebenan. Bella wird sich freuen, wenn sie hört, dass du hier bist.«

»Warte noch einen Augenblick. Wer ist diese Bella Luna eigentlich? Und wie verhält sie sich so?«

Jane nagte für einen Moment an ihrer Unterlippe. »So genau kann ich dir das nicht sagen. Sie ist auf jeden Fall eine Künstlerin. Sie singt, sie tanzt, sie ist in der Szene wohlbekannt und hat auch schon CDs aufgenommen. Außerdem sieht sie gut aus, eine exotische Frau, die ihren Weg geht und weiß, was sie will. Mir hat sie gesagt, dass sie mit Voodoo bisher nichts zu tun hatte, aber sie fühlte sich eben schon seit einer Weile verfolgt.«

»Auch körperlich bedroht?«, fragte ich.

»Nein. Nur verbal. Durch Anrufe, aber die haben ihr Angst eingeflößt, was ich verstehen kann, denn ich habe ja selbst mit

einem dieser Anrufer gesprochen.«

»Ist sie in Panik geraten?«

»Nein, sie hat sich gut gehalten. An ein Durchdrehen war nicht zu denken.«

Das hörte sich schon mal gut an, was Jane mir da mitteilte. »Du rechnest aber mit einem zweiten Mordversuch, denke ich mir.«

»Ja, John, so ist es. Die andere Seite wird rücksichtslos vorgehen. Das haben wir beim Schwimmen erlebt, als dieser verdammte Zombie uns aus dem Wasser angriff.« Sie nickte mir zu. »Ich bin davon überzeugt, dass dieser Zombie Bella nicht getötet, sondern sie entführt hätte, um sie dann auf das Boot zu schaffen.«

»Warum?«

Jane zuckte mit den Schultern. »Du kannst es halten wie du willst, John, ich weiß es einfach nicht. Ich habe nur meine Gedanken gemacht, doch ich bin zu keinem Ergebnis gekommen. Tut mir Leid. Wir müssen wieder von vorn anfangen.«

»Das denke ich auch.«

»Dann gehe ich mal rüber.«

»Gut, tu das.«

Ich wartete, bis Jane die Wohnung verlassen hatte und kümmerte mich dann um das Wohnzimmer, das nicht besonders groß war, mir aber recht dunkel vorkam. Es lag an dem vorgebauten Balkon und an der Gardine, die vor das Fenster und die gläserne Balkontür gezogen worden war. Von dort aus war die Ostsee zu sehen, und das wollte ich mir genau anschauen. Das Zimmer selbst war aufgeräumt bis auf ein Glas, das auf dem Tisch stand. Aus ihm strömte noch Rumgeruch.

Vor dem Fenster stehend schob ich die Gardine zur Seite und schaute hinaus.

Eine exponierte Lage besaß das Haus, das musste ich zugeben. Der Spazierweg führte direkt daran vorbei, und die See breitete sich hinter einem Gürtel aus niedrig gewachsenen

Bäumen, Büschen und kleinen Hecken aus. Auch jetzt glitten noch immer Boote über das Wasser. Die bunten Segel und auch die der Surfer ließen das Meer wie einen großen Malkasten aus verschiedenen Farben erscheinen.

Ich öffnete die Balkontür, weil ich endlich eine andere Luft einatmen wollte. Es gab einen kleinen Tisch, zwei Stühle, und es war auch noch Platz für einen Liegestuhl. Der warme Wind brachte einen frischen Geruch mit. Ich hörte die Stimmen der Spaziergänger, aber plötzlich waren sie nicht mehr da. Vielleicht auch abgesackt, für mich ins Bodenlose verschwunden, denn mein Blick saugte sich an etwas fest, das auf dem Liegestuhl lag:

Es war ein bleicher Totenschädel!

Die Überraschung oder den Schock hatte ich schnell überwunden. Ohne mich zu bewegen, blieb ich stehen und lauschte, ob irgendein Geräusch zu hören war.

Nein. Allmählich kehrte die normale Geräuschkulisse wieder zurück, aber der Totenschädel blieb dort liegen. Ich bildete ihn mir nicht ein, und er war nicht nur einfach ein Schädel, er musste eine Bedeutung haben, sonst hätte man ihn nicht hier abgelegt.

Mir war nicht bekannt, wann dieser Mensch, zu dem der Schädel gehörte, gestorben war, aber die Hinterlassenschaft sah noch sehr gut erhalten aus. Das bleiche Gebein mit seinem gelblichen Schimmer hatte weder Lücken noch Risse bekommen, abgesehen von den Öffnungen, die mal die Augen, die Nase und den Mund beherbergt hatten.

Zum Spaß hatte niemand diesen Totenkopf hier auf den Balkon gelegt. Er sollte gefunden werden, und mit ihm war eine Botschaft verbunden, davon ging ich einfach aus. Nur war ich sicherlich der falsche Finder. Ich sah den Schädel mehr als

eine Hinterlassenschaft für Bella Luna an. Nur hatte sie ihn noch nicht entdeckt.

Ich spähte über die Balkonbrüstung hinweg, um den Weg und auch das hinter ihm liegende Buschwerk zu beobachten. Dort konnte sich jemand versteckt haben, um den Balkon zu beobachten. Nach Jane's Aussagen gab es keinen anderen Weg für die Voodoo-Seite. Es war ihr wichtig, dass sie immer in der Nähe der Künstlerin blieb.

Etwas, was meinen Verdacht erregt hätte, bekam ich nicht zu Gesicht. Die Menschen auf dem Weg gingen normal. Einige kamen bepackt vom Strand zurück, andere wiederum gingen zum Essen, natürlich in leichter Sommerkleidung. Oder sie wollten einfach nur den herrlichen Beginn des Sommerabends erleben.

Den Schädel hatte ich nur beobachtet und mich noch nicht getraut, ihn anzufassen.

Für mich war er kein normaler Schädel. Er hatte eine Bedeutung. Er war der Gegenstand eines Rituals, in das auch die mir noch unbekannte Bella Luna eingeführt werden sollte. Ich bezweifelte, dass man ihr unbedingt ans Leben wollte. Man konnte sie auch für etwas vorgesehen haben, über das sie nicht informiert war. Jane Collins auch nicht, und ich ebenfalls nicht.

Den Schädel hier liegen zu lassen, brachte nichts. Wenn ich tatsächlich von einem versteckten Ort beobachtet wurde, dann wollte ich auch zusehen, dass sich gewisse Dinge entwickelten. Das konnte nur geschehen, wenn ich den Schädel an mich nahm und ihn von diesem Balkon wegbrachte. Dann war die andere Seite gezwungen, wieder zu handeln, weil ihr Zauber nicht in unrechte Hände gelangen durfte.

Nach einem letzten Rundblick, der mich auch nicht schlauer machte, bückte ich mich dem Schädel entgegen und umfasste ihn behutsam mit beiden Händen.

Diese Totenköpfe können manchmal sehr zerbrechlich sein. Bei diesem hier war das nicht der Fall. Er kam mir sogar recht

schwer vor, was mich wiederum wunderte.

Ich konnte mir auch vorstellen, dass er gereinigt worden war, denn an keiner Stelle malte sich ein Schmutzklumpen ab und ich sah auch keinen Hautfetzen.

Noch immer gebückt schaute ich in die Löcher hinein. Weder in den Augen, noch in den Höhlen von Mund und Nase war etwas zu sehen. Ich hob ihn vorsichtig an und richtete mich zugleich auf. Ich wusste nicht, was mich gewarnt hatte oder ob ich überhaupt gewarnt wurde, vielleicht war es auch nur ein Gefühl, das mich irgendwie ablenkte und dafür sorgte, dass ich den Kopf nach rechts drehte, um über die Brüstung schauen zu können.

Die Gestalt stand auf dem Weg wie hingebeamt. Ein dunkelhäutiger Mann mit einem Strohhut auf dem Kopf. Den Oberkörper verdeckte ein knallrotes Hemd, aber das war alles nicht wichtig. Ich sah nur das Blasrohr, das der Mann gegen seine Lippen gedrückt hatte. Und dann bewegten sich seine Wangen plötzlich, als er in das Rohr hineinblies.

Etwas löste sich blitzschnell aus ihm, das in der Sonne für einen winzigen Moment funkelte. Es war leider kein Tropfen, sondern eine Nadel, die den Weg über die Balkonbrüstung hinweg fand und sich mich als Ziel ausgesucht hatte.

Im letzten Augenblick zog ich den Kopf ein, ließ den Totenkopf wieder auf den Stuhl fallen und merkte, wie etwas durch meine Haare und an meinem Ohr entlangstrich, wobei ich noch leicht angeritzt wurde, was nicht mal so stark zu spüren war wie ein Mückenstich.

Dann lag ich auf dem Balkonboden. Sofort holte ich die Beretta hervor, stellte mich ganz ruhig und wartete ab, ob etwas passierte. Wer immer diese Nadel auf mich abgefeuert hatte, er würde sich davon überzeugen wollen, ob seine Attacke gelungen war und dann bestimmt auf den Balkon klettern.

In den folgenden Sekunden passierte das nicht. Ich zählte bis

zehn und nahm den Fortgang dann selbst in die Hand. Noch immer rücklings auf dem Balkon liegend, schob ich mich zurück. Bis zur offen stehenden Tür war es nicht weit. Rücklings drückte ich mich über die Schwelle hinweg und gelangte so wieder ins Wohnzimmer, das auch von einigen Fliegen besetzt worden war, die dem Geruch aus dem Schlafzimmer gefolgt waren, aber noch nicht den richtigen Weg gefunden hatten.

Hier im Wohnzimmer bekam ich eine andere Sichtperspektive. Vor mir breitete sich das Fenster aus, dahinter lag der Balkon, der vom Sonnenlicht gestreichelt wurde und einen goldenen Schimmer erhalten hatte. Aber ich entdeckte keine Bewegung. Der Typ mit dem Strohhut, der die Nadel auf mich abgefeuert hatte, war nicht zu sehen, und er zeigte sich auch nicht, als eine Minute vergangen war.

Ich gab noch eine weitere halbe hinzu und stand dann auf. Es war nichts Besonderes, aus der Rückenlage auf die Füße zu kommen, mich aber packte plötzlich ein leichter Schwindel, bevor ich noch richtig auf den Beinen stand. Ein paar Mal drehte sich das Zimmer vor meinen Augen, und ich war froh, an der Wand eine Stütze zu finden.

So schnell wie der Schwindel gekommen war, ging er auch vorbei. Ich stellte nur fest, dass mich ein Schweißausbruch erwischte hatte.

Tief holte ich Luft.

Der Schwindel war nicht normal gewesen, und das hatte auch nicht an der warmen Luft gelegen. Es gab einen anderen Grund. In der Erinnerung sah ich wieder die Nadel auf mich zufliegen, der ich nicht ganz hatte entweichen können. Sie war durch die dünnen Haare an meiner linken Kopfseite gezischt und hatte mich an der Ohrseite erwischt.

Als ich mich darauf konzentrierte, spürte ich das leichte Ziehen. Es stand für mich fest, dass es nicht nur eine simple Nadel gewesen war. Man hatte die Spitze präpariert, wahr-

scheinlich mit einem schnell wirkenden Gift, bei dem schon eine kleinste Menge ausreichte, um mich ins Jenseits zu schicken.

Das war nicht geschehen. Ich hatte nur einen Streifschuss erlebt, aber ich war mir bewusst, dass etwas von diesem *verdammten* Gift in meinem Blut schwamm.

Den Gedanken versuchte ich weit von mir zu schieben. Ich war noch fit genug, um mich um das zu kümmern, was vor mir lag. Und so stieß ich mich von der Wand ab, um den Balkon zum zweiten Mal zu betreten. Es klappte gut, ich konnte normal gehen und freute mich über die bessere Luft auf dem Balkon. Den rechten Arm hielt ich nach unten gestreckt, damit niemand der Spaziergänger meine Pistole sah und sich erschreckte. Ich trat bis an die Brüstung heran, stemmte mich mit der freien Hand darauf ab und riskierte einen Rundblick.

Der Mann mit dem Strohhut war verschwunden. Kein Wunder. Er glaubte, sein Ziel erreicht zu haben.

Dennoch blieb ich stehen und drehte den Kopf mal nach rechts, mal nach links. Zu schnell, denn plötzlich erwischte mich wieder der Schwindel.

Diesmal allerdings heftiger als vorhin. Mein gesamtes Blickfeld veränderte sich. Ich sah die Bäume, die sich in einem Kreis bewegten und eine einzige Masse mit den Büschen und Sträuchern bildeten. Zugleich bewegten sich meine Füße vom Boden her in die Höhe, sodass ich in den unerwarteten Genuss kam, über dem Balkon zu schweben, was ich nicht wollte.

Ich geriet in einen Kreislauf hinein, der sich immer schneller drehte, bis er zur Ruhe kam und ich feststellte, dass sich die Welt um mich herum wieder normalisierte.

Ich stand noch immer an der gleichen Stelle. Auch meine linke Hand lag auf der Brüstung. Es hatte sich also nichts Wesentliches verändert. Trotzdem fühlte ich mich angeschlagen. Ich war nicht mehr fit, das verdammte Gift in meinem Körper hatte die Oberhand gewonnen. So konnte der Mann mit

dem Strohhut triumphieren, den ich trotzdem nicht auf dem Weg stehend entdeckte.

Nicht aufregen!, dachte ich. Die Ruhe bewahren! Keine Fehler machen! Der anderen Seite nicht noch mehr Chancen geben. Überlegen, nachdenken und erst dann handeln.

Wichtig war der Schädel. In diesem Fall, in dem ich noch nicht wusste, worum es eigentlich ging, schien er so etwas wie eine zentrale Position einzunehmen. Man hatte ihn nicht zum Spaß hier auf den Balkon gelegt. Er sollte gefunden werden.

Ich steckte die Waffe wieder weg und merkte dabei, dass mir die Bewegungen nicht mehr so glatt von der Hand gingen. Beinahe hätte ich sogar die Pistolentasche verfehlt. So ähnlich musste es einem Betrunkenen ergehen, aber ich hatte keinen Tropfen Alkohol getrunken.

Der Totenschädel lag so harmlos auf dem Liegestuhl. Als ich ihn sah, grinste ich ihn scharf an. »Nein, mein Freund, du wirst mir nicht entkommen.« Mit beiden Händen wollte ich ihn an den verschiedenen Seiten umfassen - und griff ins Leere.

Verdammt, das war mir noch nie passiert. Ich sah ihn vor mir, ich brauchte nur zuzugreifen, aber ich hatte ihn tatsächlich nicht zu fassen bekommen.

Der nächste Versuch.

Mich überkam ein Zittern, als ich mich auf den Schädel konzentrierte. Erneut erlebte ich einen starken Schweißausbruch. Mir wurde leicht übel, aber ich gab nicht auf, und diesmal schaffte ich es, den Schädel anzuheben.

Endlich ein kleiner Erfolg, der mich glücklich machte und mir Selbstvertrauen zurückgab. So leicht würde ich mich nicht außer Gefecht setzen lassen, das stand fest.

Durchatmen, auch wenn ich keuchte. Ich kämpfte gegen das verdammte Gift in meinem Körper an. Mein Gesicht war von einer Schweißschicht bedeckt, und ich wusste, dass ich es verzogen hatte, dazu brauchte ich nicht erst in den Spiegel zu schauen. Ich litt unter den Anstrengungen, die normalerweise

keine waren, doch in diesem Fall war ich völlig außer Tritt geraten.

Ich kämpfte weiter. Drehte mich langsam herum, damit ich auf die Tür schauen konnte. Den Schädel hielt ich mit beiden Händen fest. Es sah so aus, als sollte er einer anderen Person präsentiert werden. Bevor ich die Schwelle zum Zimmer übertrat, die leicht erhöht war, atmete ich noch einmal tief ein, um mir den nötigen Schwung zu geben.

Das rechte Bein anheben, dann über die Schwelle hinwegtreten, ins Zimmer gehen und ...

Ich trat ins Leere!

Verdammt, auf einmal war der Boden verschwunden, und ich hatte das Gefühl, dass mein Bein länger und länger wurde, um irgendwo im Bodenlosen zu verschwinden.

Das Zimmer war plötzlich zu einer Falle geworden, in die ich hineingeraten war. Ich kam auch nicht mehr zurück. Ich ging, ich flog, ich wunderte mich nur, dass es mich noch nicht von den Beinen gerissen hatte.

Ich sah alles. Ich erkannte die Einrichtung, aber sie sah nicht mehr so aus wie sonst. Ich sah sie einfach versetzt, verschoben und auch übereinander geschoben.

Das verdammte Gift entfaltete seine Wirkung jetzt mit aller Stärke. Es war schwer, es einzugestehen, aber ich war zu einem wehrlosen Menschen geworden, der zu einer sicheren Beute seiner Feinde werden konnte.

Trotzdem stand mir der Schutzengel noch zur Seite, denn ich hatte Glück im Unglück. Als ich nach vorn kippte und mich dabei noch instinktiv drehte, landete ich nicht auf dem Boden, sondern fiel schwappend hinein in einen Sessel, dessen Polsterung unter meinem Gewicht nachfederte. Es war schon komisch, aber ich hielt noch immer den verdammten Schädel zwischen meine Handflächen geklemmt. Als wäre er der berühmte Rettungsanker, den ich auf keinen Fall loslassen durfte, weil ich sonst in den Strudel des Todes gezerrt werden

würde.

Auf dem Sessel blieb ich leicht schräg sitzen. An der rechten Hüfte spürte ich den Druck der Holzlehne. Ich hielt die Augen weit offen und schaute nach vorn auf die Tür, die sich für mich nicht mehr deutlich von der Wand abmalte, sondern mehr mit ihr verschwamm.

Der Schädel lag auf meinem Schoß. Mit den Händen hielt ich mich noch immer an ihm fest, und das alles war nicht einmal gedanklich durch mich gelenkt. Ich tat es automatisch, denn mein Kopf war irgendwie leer. Ich blickte nach vorn, ohne etwas zu sehen, aber mein Gehör funktionierte noch, denn um meinen Kopf herum schwirrten die verdammten Fliegen. Deren Summen drang an meine Ohren.

Ich atmete schwer. Ich wollte mich erholen. Ich kämpfte gegen das Gift an. Dachte daran, dass mein Ausbleiben zumindest Jane Collins auffallen musste, und so rechnete ich damit, dass sich bald die Tür öffnen und sie erscheinen würde.

Leider passierte das nicht. Man ließ mich allein. Das Zeitgefühl hatte ich auch verloren. Manchmal kam ich mir vor, als würde sich die äußere Welt drehen, dann wieder die Innere. Beide trafen sich irgendwann und brachten mich aus dem Gleichgewicht.

Ich hatte es nicht gehört, aber ich sah, dass sich die Zimmertür öffnete.

Jane?

Nein, es war nicht Jane. Jäh sackte meine Hoffnung zusammen, als ich den Mann mit dem Strohhut sah, der das Zimmer betrat...

»Du siehst zufrieden aus, Jane!«

Die Detektivin lachte. »Das bin ich auch. Ab jetzt wird es uns besser gehen.«

»Das alles nur wegen deines Freundes?«

»Klar, Bella.«

»Ist er denn so etwas Besonderes?«

Jane, die auf den Balkon hatte gehen wollen, hielt inne und drehte sich zu Bella Luna hin um. »Nein, Bella, er ist es nicht, wirklich nicht. Er ist kein Supermann, er hat Stärken und auch Schwächen. Aber er ist konsequent. Er geht seinen Weg und lässt sich durch nichts davon abbringen. Natürlich nicht immer allein, er hat auch Freunde, die ihn unterstützen, aber sein Beruf ist für ihn auch Berufung, und das ist verdammt gut so.«

»Er kommt auch aus London.«

»Klar.«

»Trotzdem habe ich noch nie etwas von ihm gehört.«

»John Sinclair ist auch kein Mann, der ständig in der Presse zu finden ist und in jede Kamera grinst. Da gibt es ja genug sogenannte Promis, die sogar die Einweihung einer neuen Telefonzelle für ein Event halten und dort erscheinen, nur um in den Medien präsent zu sein. Er ist Polizist, und er bleibt auch im Hintergrund, was gut ist, denn die meisten Menschen glauben nicht an das, was oft tatsächlich hinter den Kulissen dieser Welt abläuft und nicht eben ungefährlich ist.«

»Das kann ich mir auch anziehen.«

»Eben.«

Bella schüttelte den Kopf. »Ich habe nie an diesen Hokuspokus geglaubt. Auch Voodoo ist mir fremd gewesen, das musst du mir glauben. Ich kenne das als Begriff, aber nicht mehr.« Sie lächelte. »Komisch, und plötzlich werde ich damit konfrontiert, obwohl ich mich da rausgehalten habe. Kannst du dir das erklären?«

»Leider nicht«, sagte Jane. »Aber es muss etwas geben, das dich dafür prädestiniert.«

»Jag mir nur keine Angst ein.«

Jane lächelte sie an. »Die brauchst du nicht zu haben, aber es ist nun mal so. Man hat dich nicht einfach nur auserwählt, weil

du dunkelhäutig und eine Künstlerin bist. Dahinter muss noch viel mehr stecken, denke ich mir.«

Bella Luna zuckte mit den Schultern. »Wenn du das sagst, muss das wohl stimmen. Ich jedenfalls habe keine Ahnung, und da kannst du mich noch so viel fragen.«

»Keine Sorge, wir werden es herausfinden.« Jane lächelte Bella aufmunternd zu.

»Ich muss immer wieder an das Blut denken.«

»Das ist verständlich.«

»Aber nicht nur daran«, sagte Bella. »Ich überlege auch, wie diese anderen Typen in die Wohnung gelangt sind. Als wäre es das Normalste von der Welt.«

»Ist es auch mit einem Nachschlüssel.«

»Dann können wir davon ausgehen, dass sie uns sehr bald hier in der Wohnung überraschen werden.«

»Ja, das ist möglich.« Jane schaute nach draußen. »Der Tag ist noch nicht zu Ende. Es wird bald die Dämmerung eintreten und danach die Dunkelheit.«

»Warum sagst du das so komisch?«

»Weil die Nacht ihre Zeit ist. Da werden sie das Gefühl haben, den Voodoo-Göttern näher zu sein. Ich glaube, dass die folgende Nacht auch entscheidend sein wird, Bella. Sie haben lange genug gewartet, jetzt müssen sie zu einem Ziel kommen.«

»Das ich bin.«

»Leider ja.«

Trotz der Wärme erschauerte Bella. »Kannst du dir vorstellen, dass wieder dieser Zombie erscheint? Dass er aus dem Wasser geklettert ist und jetzt die Straßen unsicher macht?«

»Damit müssen wir auch rechnen.«

»Aber der ist nicht zu vernichten«, flüsterte Bella.

»Keine Sorge«, sagte Jane beruhigend. »Auch für ihn gibt es Waffen, denen er nichts entgegenzusetzen hat. Hätte ich die Chance bekommen, ich hätte ihn ebenfalls erledigt.«

»Du?«, staunte Bella Luna. »Wie ... wie ... hättest du denn das geschafft?«

»Mit meiner Pistole. Dazu muss ich sagen, dass sie mit geweihten Silberkugeln geladen ist, und bei denen haben die verdammten Zombies wirklich keine Chance.«

Bella Luna strich über ihr verschwitztes Gesicht. »Was ich in den letzten Minuten zu hören bekommen habe, ist wirklich unwahrscheinlich. Das kann man kaum fassen. Das will mir nicht mal in den Kopf, aber ich glaube dir komischerweise. Nur wundert es mich, dass dein Freund John Sinclair sich noch nicht bei uns gemeldet hat.«

»Genau, Bella, und das wundert mich auch.«

»Befürchtest du Ärger?«

Jane winkte ab, obwohl sie nicht restlos davon überzeugt war. Aber sie wollte etwas tun und holte das nach, was sie schon vor Minuten vorgehabt hatte.

Sie betrat den Balkon. Von der herrlichen Luft ließ sie sich für einen Moment ablenken und auch von dem Bild, das sich ihren Augen bot. Sie schaute durch die Lücken hinaus auf das Wasser und sah am Himmel einen prächtigen, rotglühenden Sonnenball wie er auch in den südlichen Ländern nicht schöner hätte sein können.

Diese natürliche Wärmezentrale bewies noch mal, wozu sie fähig war. Sie schien den Himmel geöffnet zu haben, nur um ihre Strahlen als letztes Andenken des Tages zu schicken. Das Wasser hatte eine rötliche Färbung bekommen, die sich auf einer bestimmten Länge wie ein langer Fächer verteilte.

Jane musste sich fast gewaltsam von dem Anblick losreißen und drehte sich nach links, denn auf dieser Seite lag der Balkon der Nachbarwohnung. Beide grenzten aneinander. Damit niemand so leicht den Nachbarn beobachten konnte, waren an den Seiten Holzwände hochgezogen worden. Sie standen zudem so weit vor, dass niemand auf den Nachbarbalkon schauen konnte, auch wenn er sich weit vorbeugte.

Jane lauschte deshalb nur.

Sie hörte nichts.

»John!«, rief sie.

Ihr Freund gab keine Antwort. Der nächste Ruf erfolgte lauter.

»John, bitte, melde dich doch ...«

»Hier, hier - hier bin ich!«, hörte sie die Stimmen der beiden Jungen, die auf dem Weg standen und ihre Rufe vernommen hatten.

»Ah ja!« Jane machte das Spiel mit. »Aber mich würde interessieren, wo der richtige John ist.«

»Ertrunken!«, rief einer der beiden.

»Nein, von Haien gefressen!«, meinte der andere.

Sie machten sich ihren Spaß, bis plötzlich eine ziemlich kräftige Frau erschien, die eine kurze weiße Hose und ein schwarzes T-Shirt trug. Es war wohl die Mutter der Lausejungen, die sofort ruhig waren und mit ihr gingen.

Janes Besorgnis war damit keinesfalls verschwunden. Hätte es nicht so viele Zeugen gegeben, wäre sie über die Brüstung gestiegen, um nebenan auf den Balkon zu klettern. Das aber hätte bei den vielen Zeugen eine zu große Aufmerksamkeit erregt. So ließ sie es bleiben und ging wieder zurück zu Bella Luna.

»Nichts von ihm gehört?«

»So ist es.«

»Was willst du jetzt tun?«

Jane zuckte die Achseln. »Was tut man schon in einer solchen Lage? Ich gehe in den Flur und klinge nebenan. Dann wird er schon merken, was los ist.«

»Okay, ich warte.«

Diesmal nahm Jane ihre Beretta mit. Sie steckte sie am Rücken in den Hosengürtel und machte sich auf den Weg zur Tür.

Sie war nicht mal zwei Schritte gegangen, da klingelte es.

»He!«, rief Bella, »da ist er ja ...«

Auch Jane Collins war beruhigt. Sie lief schnell zur Wohnungstür und zog sie schwungvoll auf ...

Der Mann mit dem Strohhut war da, ich war da, und mir ging es noch immer sauschlecht.

Ich wusste, dass er mein Feind war, doch ich sah keine Möglichkeit, ihm zu entkommen. Er hatte das Zimmer lautlos betreten und drückte die Tür nicht ganz hinter sich zu. Sie blieb angelehnt, und der Mann selbst schaute sich mit schnellen und forschenden Blicken um. Um mich kümmerte er sich nicht. Er musste sich seiner Sache verdammt sicher sein, dass ich ihm nicht gefährlich werden konnte. Er hatte Zeit, und erst als er sich umgesehen hatte und dabei auch zufrieden war, kam er auf mich zu und lächelte breit.

Er hatte den Hut etwas nach hinten geschoben, sodass ich in sein Gesicht schauen konnte. Es war das Gesicht eines nicht mehr sehr jungen Mannes. Dunkel mit einem Brauntön. Seine Nase war sehr breit, der Mund ebenfalls und auf der Stirn hatten sich einige Schweißperlen gesammelt. Als er näher auf mich zugekommen war, hörte ich, dass er leise vor sich hinsummte. Er schien sehr mit seiner Arbeit zufrieden zu sein, und das konnte er auch, denn er hatte mich als Gegner ausgeschaltet. Oder zumindest so gut wie.

Ich saß im Sessel und konnte nichts tun. Jede Bewegung fiel mir schwer. Die Beretta zu ziehen, war zwar möglich, nur hätte es drei- oder vierfach so lange gedauert wie sonst, und das hätte sich der Eindringling nicht gefallen lassen.

Das Summen verstummte, als er vor mir stehen blieb und seinen Blick senkte. Ich schaute in seine Augen und hätte sie eigentlich klar sehen müssen, aber mit mir stimmte so einiges nicht, denn immer wieder schob sich so etwas wie Nebel in

mein Blickfeld hinein.

Mit dem rechten Zeigefinger, der beinahe so lang und auch so dunkel wie eine Zigarre war, deutete er auf den Totenschädel und nickte, wobei er breit grinste. Er schien sehr zufrieden zu sein, dass sich der Totenkopf in meinem Besitz befand und ich ihn wirklich hütete wie einen Schoßhund.

Mit einer schlenkernden Armbewegung griff er nach hinten und holte ein Messer hervor. Nein, das war schon ein verdammter Dolch. Mit einer Klinge wie eine Flamme geschnitten.

Bevor ich mich bewegen konnte, bewegte er sich und drückte mir den Stahl gegen den Hals.

Ich saß da wie ein Leiche, die man in den Sessel drapiert hatte. Nur nicht bewegen und ihm so die Chance geben, mir die Kehle durchzuschneiden.

Er grinste noch immer. »Willst du gern tot sein, Mister?«, fragte er flüsternd.

Obwohl es mir schwer fiel, nahm ich es mit Humor. »Wer will das schon?«, gab ich flüsternd zurück.

»Jemand, der sich um Dinge kümmert, die ihn nichts angehen. Der wird sterben.«

»Was habe ich denn getan?«

»Bisher nicht viel. Du hast den Schädel an dich genommen. Er war nicht für dich bestimmt.«

»Das hatte ich mir schon gedacht.«

»Du hast ihn nicht zerstört. Das ist schon gut.«

»Dann ist er wertvoll?«

»Sehr sogar.«

Die Klinge berührte noch immer meinen Hals an der Vorderseite. Aber sie drückte mehr mit der flachen Seite dagegen als mit der spitzen, und so konnte ich hoffen.

Ich wusste nicht, was in seinem Kopf vorging, denn der Mann verriet sich mit keiner Gesichtsbewegung. Ich war sein Opfer, das stand fest, und er bewegte dann seine freie Hand nach

unten. Er senkte sie dem Totenschädel entgegen, ohne dass er sein verdammtes Messer von meiner Kehle nahm.

Als wäre der Totenkopf leicht wie eine Feder nahm er ihn hoch, drückte ihn für einen Augenblick gegen seine Lippen und stellte ihn auf dem Tisch ab.

»Du hättest woanders bleiben sollen«, erklärte er mir. »Was du getan hast, ist nicht gut.«

»Willst du mich töten?«

Mit der Antwort ließ er sich Zeit, und das erhöhte natürlich in mir die Spannung. »Ja, ich werde dich töten«, erklärte er, »aber nicht hier, sondern woanders. Du wirst dich unserer Aufgabe nicht entgegenstemmen können, ebenso wenig wie die beiden Frauen. Ihr hättet Bella in Ruhe lassen sollen. Euer Pech, dass ihr es nicht getan habt.«

»Und was hast du vor?«

»Mit ihr einiges.«

»Was ist...«

Ich stoppte meine Frage, denn er nahm seinen Dolch von meiner Kehle. Blitzschnell wechselte er die Waffe in die linke Hand, um die rechte frei zu haben.

Damit schlug er zu.

Die Handkante erwischte mich voll am Hals. Ich spürte nicht mal einen Schmerz. Ich hatte nur den Eindruck, dass mein Kopf nach hinten geschleudert wurde und sich nicht mehr zurück in die alte Lage bewegte.

Dass dies trotzdem passierte, bekam ich nicht mehr mit, denn ich war im tiefen Sack der Bewusstlosigkeit gefangen ...

Es spielte sich alles gedankenschnell ab!

Nicht John Sinclair stand vor der Tür, sondern ein dunkelhäutiger Fremder, der in einer Hand einen Totenschädel hielt und auf dessen Kopf ein Strohhut saß.

Das bekam Jane noch mit. Sie hörte auch die Alarmglocken in ihrem Kopf schrillen, dann war es jedoch für sie vorbei, denn der mächtige Schlag traf sie wie ein Huftritt.

Sie wusste nicht einmal genau, wo sie getroffen worden war. Jedenfalls irgendwo in der Nähe des Kinns, und dieser Treffer sorgte dafür, dass eine Batterie von Sternen vor ihren Augen aufplatzte, bevor diese, ebenso wie Jane, von der Dunkelheit verschluckt wurden.

Der harte Treffer hatte sie nach hinten in das Zimmer geschleudert. Sie prallte nicht wie ein Stein auf den Boden, sie fiel sogar recht langsam, wobei sie sich beim Aufprall nichts verstauchte oder brach. Auf der Türschwelle blieb sie liegen, ohne sich zu rühren.

Bella Luna, die wirklich damit gerechnet hatte, einen gewissen Sinclair zu sehen, fiel aus allen Wolken. Sie konnte nicht begreifen, wie schnell sich die Lage geändert hatte. Sie saß da, schaute nach vorn und sah den Mann mit dem Strohhut über die reglose Jane Collins hinwegsteigen. So konnte er sich jetzt um Bella kümmern.

Was er noch nicht tat. Er ließ sich Zeit, damit sie alles genau registrieren konnte. Bella sah auch den Totenschädel auf seiner linken Handfläche. Sie schauderte zusammen. Ihr Herz schlug wieder viel schneller als gewöhnlich, und abermals brach der Schweiß aus ihren Poren.

Als kalte Perlen rann er über ihren Rücken entlang oder bedeckte als Schicht das Gesicht.

Der Mann stellte den Totenschädel behutsam auf den Tisch. Dann ging er zur Balkontür, schloss sie und zog auch die Gardine vor die Scheiben. Sofort wurde es im Zimmer dümmrig.

Der Mann mit dem hellen Hut wandte sich wieder der reglosen Frau zu. Er bückte sich, um ihr ins Gesicht schauen zu können. Seine dunklen Augen waren wie Magnete, von denen sich Bella Luna angezogen fühlte. So sehr sie sich auch

bemühte, sie schaffte es einfach nicht, den Blick abzuwenden.

Dann streichelte er ihre Wange. Die Fingerkuppen glitten in die Nähe ihrer Nase, und Bella nahm den Geruch von Tabak wahr. »Erinnerst du dich?«

Die Frage überraschte sie. »Bitte ... an wen soll ich mich denn erinnern?«

»An mich ...«

»Nein, wirklich nicht. Ich kenne Sie nicht...«

»O doch, du kennst mich. Ich bin derjenige, der dich angerufen und gewarnt hat. Aber du hast nicht auf meine Warnungen gehört, und das ist schade. Du hast sogar gedacht, uns und deinem Schicksal entkommen zu können, aber das ist nicht möglich, meine Liebe. Das schafft man nicht so leicht. Das Schicksal ist immer stärker als der eigene Wille, meine Teure.«

»Ich ... ich ... weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Wer sind Sie denn?«

»Ich bin Boscó.«

»Nie gehört.«

»Ich war ein Freund der Familie«, raunte er ihr zu, als wäre es ein Geheimnis, das er preisgab. »Und nicht nur das«, fuhr er fort. »Ich habe deine Familie sogar geliebt.«

»Nein!«, brach es aus ihr hervor. »Nein, das glaube ich dir nicht. Das kann nicht stimmen. In meiner Familie ist niemals über dich gesprochen worden. Dein Name wurde nie erwähnt. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer.«

»Verbrenn sie dir nicht, Bella. Du bist zwar einen anderen Weg gegangen und treibst dich in Kreisen herum, die zwar modern sein mögen, aber nicht gut für dich sind, aber du hast einen Fehler dabei gemacht. Du hast nämlich deine Herkunft vergessen, und so etwas ist für einen Menschen nie gut.«

Bella Luna hatte einiges erfahren, und trotzdem war sie noch so schlau wie vorher. Sie schaffte es sogar, den Kopf zu schütteln und zu erklären, dass sie mit allem nichts zu tun hatte, dann aber schwieg sie abrupt, denn sie schaute zu, wie

Bosco nach dem Totenschädel griff und ihn, bevor sie sich versah, auf ihre Oberschenkel stellte, sodass er in ihrem Schoß stand.

Die Frau riss den Mund auf. Der Schrei wollte nicht aus der Kehle dringen, er war auf dem Weg dorthin einfach erstickt. Sie hatte das Gefühl, gefoltert zu werden, und gleichzeitig rann etwas durch ihren Körper wie ein elektrischer Stromstoß.

Bella wehrte sich inner- und äußerlich gegen den leichten Druck des Schädels, dessen »Gesicht« ihr zugewandt war, sodass sie auf diese leeren Höhlen schauen konnte.

»Nimm ihn weg!«

»Hast du Angst?«

Bella presste die Lippen zusammen und nickte.

»Warum hast du Angst?«

»Weil er echt ist. Ich will so was nicht!«

»Unsinn, Bella, das ist Unsinn. Der Schädel ist für dich sehr wichtig. Er gehört zu dir, denn er ist ein Erbe, das von der übernächsten Generation angenommen werden muss. Die Person, der dieser Schädel einmal gehörte, ist unsterblich, auch wenn sie schon längst gestorben ist. So musst du das sehen.«

»Nein, das kann ich nicht. Das geht nicht.«

»Alles geht. Alles geht mit dir, Bella Luna. Du bist eine Auserwählte, nur weißt du es nicht.«

»Das soll auch so bleiben.«

»Du bist eine Mamba!«

Bosco hatte es ausgesprochen, aber das Begreifen fiel Bella schwer. Sie deutete ein Kopfschütteln an und fragte mit belegter Stimme: »Was soll ich sein? Eine Mamba, eine Schlange? Nein, ich bin keine Schlange, ich bin ein Mensch.«

Bosco blieb dabei. »Du bist eine Mamba, und eine Mamba ist auch keine Schlange, sondern etwas ganz anderes. Du bist durch das Erbe zu einer Mamba, zu einer Hohepriesterin geworden, und genau diesem Schicksal kannst du nicht entgehen.«

Bella sagte nichts. Ihre feuchten Lippen zitterten. Sie schaute Bosco in die Augen, und darin las sie die Wahrheit. Sie wusste jetzt, dass er nicht gekommen war, um zu bluffen, denn er sah in ihr etwas Besonderes, eine Hohepriesterin des Voodoo-Kults.

»Begreifst du allmählich, wer du in Wirklichkeit bist?«, flüsterte Bosco ihr zu, »und dass du deinem Schicksal nicht entkommen kannst? Du musst das Erbe annehmen, Bella.«

»Welches Erbe denn?«, rief sie voller Qual. »Ich kenne niemanden, der mir ein Erbe hinterlassen hat. Meine Eltern leben. Sie fühlen sich wohl, und sie denken nicht daran, zu sterben.«

»Ich spreche nicht von deinen Eltern.«

»Von wem dann?«

»Du hast eine Generation übersprungen. Ich rede von dem Erbe deines Großvaters.«

Beinahe hätte Bella Luna gelacht, wenn es nicht so verkehrt gewesen wäre. So riss sie sich im letzten Moment zusammen und schaffte nur ein Kopfschütteln.

»Streite es nicht ab, Bella. Ich weiß es besser!«

»Aber ich kenne meinen Großvater gar nicht. Ich habe ihn nie gesehen, verflucht. Er ist nie in London gewesen, verstehst du? Er blieb auf Grenada zurück.«

»Jetzt ist er hier.«

»Wo denn? Habt ihr ihn umgebettet?«

Bosco grinste wieder breit, um zu zeigen, dass er mehr wusste. »Er wurde nicht umgebettet und auch nicht nach London geholt. Nur das Wichtige, denn jetzt ist er hier.«

»Wo denn?«

Bosco deutete auf den bleichen Totenschädel. Er sagte nichts dazu, er schaute zu, wie die Künstlerin reagierte und hatte seinen Spaß daran.

Jetzt fiel es Bella wie Schuppen von den Augen. Sie konnte trotzdem nicht mehr denken. Sie stand in einem Vakuum.

Urplötzlich stürmte etwas auf sie ein, mit dem sie nicht gerechnet hatte, überhaupt nicht hatte rechnen können.

Sie wusste auch nicht, wohin sie schauen sollte. Da stand Bosco, der noch immer auf den Totenschädel wies und dieses überlegene Grinsen aufgesetzt hatte. Durch ihn war Bella plötzlich mit einer Vergangenheit konfrontiert worden, an die sie nicht mal gedacht hatte, erst recht nicht an ihren Großvater.

Komischerweise glaubte sie Bosco jedes Wort. Warum hätte er sie anlügen sollen? Irgendeinen anderen Totenschädel zu nehmen, das war einfach zu billig. Da hätte er den ganzen Ärger und die Mühe nicht auf sich zu nehmen brauchen.

Allmählich kehrte auch bei Bella das Begreifen zurück. Sie wusste jetzt, dass ihr Großvater nicht nur ein ganz normaler Mensch gewesen war, nein, er war auch in der Voodoo-Szene integriert und musste dort eine besondere Rolle gespielt haben.

Und ich bin seine Erbin!, dachte Bella. In mir stecken seine verdammten Gene!

Es war warm und stickig im Zimmer.

Hinzu kam der leicht säuerliche und scharfe Geruch, der von Bosco ausströmte, aber die Wärme schlug bei Bella ins Gegenteil um, denn sie begann zu frieren. Es war die Angst, die dafür sorgte. Der Schauer erwischte den gesamten Körper, und sie konnte auch nicht vermeiden, dass ihre Zähne dabei auf einanderschlugen. Der Blick war auf Bosco gerichtet, und sie schüttelte den Kopf, als wollte sie fragen: Das ist doch nicht wahr?

Der Mann mit dem Strohhut nickte. »Alles stimmt«, flüsterte er Bella zu, »alles ...«

»Mein Großvater ist nicht mehr«, flüsterte sie. »Ich hatte nie etwas mit ihm zu tun, weil ich ihn nicht kannte. Aus Erzählungen weiß ich, dass es ihn gab und...«

»Er lebt in dir weiter!«

Beinahe hätte sie gelacht, riss sich aber im letzten Augenblick zusammen, weil es ihr unpassend vorkam. Außerdem war sie

nicht in der Lage, das nachzuvollziehen.

»Du bist er. Du bist unsere Königin. Wir werden dich noch in dieser Nacht inthronisieren. Dabei hättest du es ganz einfach haben können. Du hättest auf uns hören müssen. Du bist eine Mamba, ob du es nun glaubst oder nicht. Niemand kann seiner Bestimmung entgehen.«

»Aber ich will es nicht sein!«, flüsterte sie. »Ich will mit diesem Zauber nichts zu tun haben. Das habe ich nie gewollt. Verdammt, ich bin etwas verrückt, das gebe ich gern zu, aber den Voodoo-Zauber will ich nicht in meiner Nähe haben.«

»Es wird dir nichts anderes übrig bleiben«, erklärte Bosco. »Und es steht bereits fest, wer das erste Blutopfer in dieser kommenden Nacht sein wird.«

»Jetzt soll ich ...«

»Nein, nicht du.« Bosco grinste breit. Er rollte mit den Augen und schielte danach zur Seite.

Bella Luna verstand den Blick. Die Erkenntnis traf sie wie ein Peitschenschlag. »Du ... du meinst Jane Collins?«

»Genau sie. Eine Frau stirbt für eine Frau, die ihre Königin sein wird. Das ist einmalig. Allerdings nicht hier. Wir werden euch auf ein Boot bringen und das Ritual draußen auf der See vollziehen. Dort kann uns niemand stören.«

Bei Bella regte sich Widerstand. »Nein, ich komme nicht mit! Da kannst du machen, was du willst. Ich werde an diesem verdammten Ritual nicht teilnehmen und...«

»Du bist die Königin. Du bist die Hauptfigur. Du kannst dich nicht davor drücken. Wer als Mamba auserwählt ist, der muss sich in sein Schicksal fügen. Es gibt nicht viele auf der Welt. Sei dankbar, dass du eine bist. Wir haben auch lange gesucht und dich erst nach Monaten gefunden. Dabei mussten die alten Suchrituale durchgeführt werden. Wir haben mit dem Knochenzauber den großen Baron Samedi angerufen, der uns schließlich den Weg zu dir wies.«

»Nein, ich gehe nicht mit!«, flüsterte Bella. »Ich will auch

nicht, dass Jane Collins stirbt...«

»Bitte«, sagte Bosco leise und fast väterlich. »Es wird dir nichts anderes übrig bleiben. Du musst mit uns gehen. Die Regeln gebieten das, und deinen anderen Helfer werden wir ertränken. Ihn brauchen wir nicht, denn uns reicht deine neue Freundin.«

»Wer ist wir?«

»Ich bin nicht allein. Draußen wartet ein Auto auf uns. Ein Lieferwagen mit einem geschlossenen Aufbau. Er bietet euch genügend Platz, und der Wagen wird euch auch zur Anlegestelle bringen, wo euch das Boot dann übernimmt.«

»Ich kenne den anderen Helfer nicht.«

»Er ist ausgeschaltet worden.«

»Tot?«

»Noch nicht.«

Allmählich begriff Bella Luna, dass sie aus dieser Klemme nicht mehr herauskam. Sie war innerlich völlig zerrissen. Das schlechte Gewissen meldete sich. Sie gab sich schon jetzt die Schuld am Tod von Jane Collins und John Sinclair.

Als sich ihre Augen bewegten, da wusste Bosco, dass sie nach einem Fluchtweg suchte. »Gib dir keine Mühe«, flüsterte er, »du wirst es nicht schaffen. Wir haben für alles gesorgt.«

Als hätte er ein Stichwort gegeben, spürte Bella Luna hinter sich eine Bewegung. Sie war sehr leicht zu erklären. Ein anderer hatte es geschafft, den Balkon zu entern und das Zimmer zu betreten. Der Geruch verstärkte sich. Das Kribbeln auf ihrem Rücken nahm an Stärke zu, und mit einer langsamen Bewegung drehte sie sich um.

Der Mann war groß und dunkelhäutig. Er stand dort wie ein Bär im Raum, und sein Körper schien nur aus Muskeln zu bestehen. Bekleidet war er mit einer schwarzen Hose und einem ebenfalls schwarzen T-Shirt. An seinen Ohren funkelten zwei Goldringe.

»Mein Freund Keke«, stellte Bosco ihn vor. »Er ist eigentlich

friedlich. Man darf ihn nur nicht reizen. Er wird sich um dich kümmern. Ich übernehme deine neue Freundin.«

Bisher hatte Bella das alles nicht glauben wollen. Nun aber stellte sie fest, dass sie plötzlich in einer Zwickmühle saß, aus der sie nicht mehr herauskam. Die andere Seite hatte alles genau geplant, und sie war zu einem Opfer, geworden.

»Keke!«

Der große Mann nickte nur. Ein langer Schritt brachte ihn in Bellas Nähe. Sie überlegte noch, ob sie ihm zwischen die Beine treten sollte, aber einen Kerl wie ihn konnte man so auch nicht aufhalten, gewaltig kam ihr seine Hand vor, als sie auf Bella niederschwebte. Sie rechnete mit einem Schlag, aber Keke streichelte nur über ihr Haar und flüsterte: »Wir werden uns doch sicherlich verstehen, meine Liebe. Ich werde auf dich Acht geben, Königin.«

»Nein, das bin ich nicht! Das will ich auch nie werden!« Sie hatte die Worte herausschreien wollen, brachte jedoch nur ein Flüstern zu Stande. Keke war eben zu furchteinflößend, und er nahm sie an die Hand wie ein kleines Mädchen.

Sie gingen zur Tür. Dort drehte sich Bella noch einmal um, was Keke sogar zuließ.

Bosco kümmerte sich um die bewusstlose Jane Collins. Er hatte sich gebückt, hob sie an und lud sie über seine Schulter. Nichts konnte Jane noch tun, sie sah jetzt schon aus, als wäre sie tot.

Hoffnung, von Zeugen gesehen zu werden und dass diese dann etwas unternehmen würden, hatte Bella Luna nicht. Die Entführung war einfach zu perfekt geplant. Dahinter steckte eine Voodoo-Bande, die perfekt organisiert war. Sie dachte an einen Mann namens John Sinclair, von dem sie bisher nur etwas gehört, jedoch nichts gesehen hatte. Auch er würde sein Leben verlieren.

Sie verließen das Haus und traten hinein in die anbrechende Dämmerung. Jane lag auch jetzt über Boscos Schulter. Er ging

vor und bewegte sich zielsicher auf einen quer abgestellten Transporter zu, auf dessen Seiten die Aufschrift eines Fischladens stand.

Ein dritter Mann tauchte auf. Er hatte hinter dem Lenkrad gesessen. Er war klein, ziemlich rund und riss die Tür an der Seite des Wagens auf wie ein dienstefriger Lakai.

Keke hielt Bellas Hand jetzt fester umklammert, um ihr zu bedeuten, dass es keinen Sinn für sie hatte, einen Fluchtversuch zu wagen. Mit kaltem Blick schaute er sie von der Seite an, bevor er sie in die Hitze auf der Ladefläche klettern ließ.

Jane Collins wurde von Bosco hineingeworfen, und Bella stützte sie ab, damit sie nicht zu hart aufschlug.

Bosco war wohl der Chef, denn er gab dem mächtigen Keke einen nächsten Auftrag.

»Hol den Anderen. Du kannst über den Balkon klettern und die Wohnung dann normal verlassen.«

»Gut.«

»Aber beeil dich.«

Keke grinste nur, knetete dabei seine Hände und verschwand.

Bella Luna schaute ihm nach. Und plötzlich wurde ihr bewusst, wie schlecht es ihr ging. Sie hatte mal ein Video aufgenommen und unter einem von der Decke hängenden übergroßen Skelett getanzt und gesungen. Der Text war entsprechend gewesen, die Musik auch. Aber das hielt keinen Vergleich mit der Wirklichkeit stand. Was sie hier erlebte, war echt und fremde Menschen sollten ihretwegen sterben, damit sie zu einer Voodoo-Königin gewählt wurde.

Bella Luna fing an zu weinen ...

O je, ich fühlte mich schlecht!

Das kannte ich ja. Dieses Erwachen aus einer Bewusstlosigkeit, in die mich eine Attacke hineingebracht hatte. Ich war

auch zäh. Zwar hatte ich mich nicht an derartige Niederschläge gewöhnt, aber zu lange befand ich mich nicht in dem Zustand, obwohl er besser war als das allmähliche Erwachen.

Ich öffnete die Augen, was mir nicht leicht fiel, denn ich hatte das Gefühl, dass sie verklebt waren. Mein Hals schmerzte, meine Kehle saß irgendwie zu, und ich fühlte mich verdammt matt, was aber nicht an dem Schlag gegen die Kehle lag, sondern an der verdammten Giftnadel, die mich auf ihrem Flug gestreift hatte.

Das Zeug hatte auch mein Wahrnehmungsvermögen und mein Denken beeinflusst, denn ich wusste zunächst nicht, wo ich mich befand. Ich musste mich anstrengen, ich dachte nach, ich sammelte die Stücke der Erinnerung und fügte sie wie in einem Puzzle zusammen.

Ja, es klappte.

Ich saß im Sessel. Um mich herum war ein fremder Raum, aber ich hielt mich nicht erst seit zwei Minuten hier auf. Ich kannte ihn schon etwas länger. Eine Wohnung in Timmendorfer Strand, einem Ort direkt an der Ostsee.

Jane hatte mich gerufen. Sie wollte, dass ich ihr half, eine Frau zu beschützen.

Blut auf dem Bett... der Mann mit dem Strohhut, der plötzlich im Zimmer gestanden hatte. All dies kam mir wieder in den Kopf und drängte sich zu einem Ergebnis zusammen.

Gefahr!

Plötzlich steckte ich in einer gefährlichen Situation. Dieses Wissen peitschte mein Nervensystem auf. Ich war nicht fit, beileibe nicht, aber ich fing an zu denken und glaubte nicht, dass man mich einfach hier zurücklassen würde.

Es war ja nicht alles schlecht, das sah ich ebenfalls ein. Man hatte mir meine Waffen gelassen, zu denen ich das Kreuz und auch die Beretta zählte.

Warum, das stand in den Sternen. Es konnte sein, dass die andere Seite vergessen hatte, mich zu durchsuchen, und das sah

ich als ein großes Plus an.

Noch immer hockte ich im Sessel. Zwar war ich während meiner Bewusstlosigkeit zur Seite gerutscht, aber ich war nicht gefallen und lehnte an der linken Seite.

Aufstehen. Schauen, was passiert war. Damit hatte ich die Gedanken von mir selbst weggedrängt und erinnerte mich wieder an Jane Collins und an ihren mir nicht bekannten Schützling.

Die beiden waren nicht da. Sie hielten sich in der Nachbarwohnung auf. Ich war überzeugt davon, dass man sich um sie ebenso gekümmert hatte wie um mich, aber es war fraglich, ob sie es auch so relativ gut überstanden hatten.

Es ging weiter. Es gab kein Halten mehr. In dieser Nacht würde noch viel passieren. Ich glaubte auch nicht daran, dass sich die andere Seite mit dem zufrieden geben würde, was mit mir geschehen war. Bewusstlos zu sein, war ihr nicht genug. Ich war ein Störenfried, ebenso wie Jane Collins. Einer wie ich musste aus dem Weg geschafft werden. Die Giftnadel war nicht mehr als ein kleiner Vorgeschmack gewesen, alles andere würde noch folgen.

Diese Gedanken gaben mir Kraft und Mut. Ich atmete so tief und ruhig durch wie eben möglich, dann winkelte ich die auf den Sessellehnen liegenden Arme an, gab Druck und stemmte mich langsam in die Höhe, wobei ich sehr auf die Signale meines Körpers achtete.

Es ging mir alles andere als gut. Meine Knie waren weich. Ich wusste nicht einmal, ob ich in der Lage war, normal zu gehen. Das Stehen fiel mir schon schwer, und ein Schweißausbruch trieb mich beinahe zurück in die Knie. Zum Glück stand der Sessel stützbereit.

Wie das berühmte Bachwasser rann mir der Schweiß am Gesicht und an den übrigen Stellen des Körpers herab. Es musste an diesem verdammten Gift liegen, das sich noch immer in meinem Blut befand. Ich hatte auch Schwierigkeiten

mit der Atmung, und mir war übel. Der Druck am Hals war noch immer vorhanden. Ich hätte kaum sprechen können. Ich ging zwar normal einen kleinen Schritt vor und hatte dennoch das Empfinden, über dem Boden zu schweben und irgendwohin zu segeln. Mein Magen revoltierte leicht, und ich drehte mich langsam dem Balkon zu, denn von dort wehte eine bessere Luft in den Raum, in dem sich sogar der Geruch des Blutes ausgebreitet hatte.

Indianer kennen keinen Schmerz. Daran musste ich denken, als ich mich mühsam weiterbewegte. Die offene Balkontür war mein erstes großes Ziel. Ich war auch froh, nicht über die eigenen Beine zu stolpern, übertrat schließlich die Schwelle und blieb auf dem Balkon stehen, den Körper nach vorn gebeugt, mich mit beiden Händen auf der Brüstung abstützend. Ich hatte den Kopf angehoben und schaute nach vorn. Mein Blick fand auch die Lücken zwischen den niedrigen Bäumen, und das Meer sah jetzt aus wie ein dunkel gewordener Spiegel, über den hin und wieder ein Lichtstreifen huschte, der sich allerdings sehr schnell wieder verlor.

Die Boote, die noch immer fuhren, hatten ihre Positionsleuchten gesetzt. Wie ferne, vom Himmel gefallene Sterne schwebten sie über dem Wasser und zogen ihre Bahnen in der eingefallenen Dämmerung.

Nicht mehr viele Spaziergänger schlenderten über den Weg zwischen Meer und Haus. Auch wenn sich die Leute leise unterhielten, ihre Stimmen waren trotzdem zu hören. Das lag an der anders gewordenen Luft oder Atmosphäre, die die Dämmerung mit sich gebracht hatte. Es war auch kühler geworden. Ich roch den Duft der Sommerblumen, die sich überall verteilten, auch die Feuchtigkeit des Wassers, und selbst den Geruch der Blätter nahm ich wahr.

Irgendwo bellte ein Hund. Ein zweiter stimmte ein, dann ein dritter und schließlich kläfften sie um die Wette, bis einer der Hunde wohl aus dem Sichtbereich der anderen verschwunden

war, sodass endlich wieder die abendliche Stille eintrat.

Die frische und etwas kühle Luft hatte mir gut getan. Ich fühlte mich erstarkt und hatte weniger unter den Nachwirkungen der Giftnadel zu leiden.

Noch immer stand ich in der gleichen Position und beschäftigte mich mit Atemübungen. Ich pumpte mich voll, ich genoss den kühleren Strom, ich atmete wieder aus und nahm mir dann die Zeit, das Ohr zu befühlen, an dem die Nadel entlanggestrichen war.

Ja, da war etwas.

Dort hatte sich eine kleine Kruste gebildet, nachdem das Blut eingetrocknet war. Wieder wurde ich daran erinnert, wie haarscharf ich dem Tod entwischt war. Hätte mich die Nadel voll erwischt, dann wäre es mit mir vorbei gewesen.

Die Gedanken hatten sich bisher fast nur um mein eigenes Schicksal gedreht. Davon musste ich weg. Wichtig war Jane Collins und die Frau, die sie bewachen sollte. Mir stieg das Blut in den Kopf, als ich an sie dachte. Ich hörte von nebenan nichts, und diese Ruhe gefiel mir gar nicht. Deshalb brauchte ich kein Hellseher zu sein, um zu ahnen, dass dort etwas passiert war. Ich wollte auch nicht rufen. Es war besser, wenn ich meine Wohnung verließ und nach nebenan ging.

Da hörte ich das Geräusch!

Es klang nicht schlimm. Ich erlebte es auch nicht als eine Warnung, aber es machte mich schon misstrauisch, denn es war in meiner Wohnung aufgeklungen.

Das Geräusch wiederholte sich. Es konnte sein, dass sich etwas im Schloss drehte, und das war auch so gewesen, denn jetzt öffnete jemand sehr vorsichtig die Tür. Zum Glück passierte es nicht lautlos. Ich hörte schon das leise Quietschen.

Jemand kam.

Und wenn einer so heimlich eine Wohnung betrat, dann führte er nichts Gutes im Schilde.

Ich war sehr auf der Hut und wollte keinen Fehler machen. In

meiner Lage konnte ich es nicht auf einen Kampf ankommen lassen. Ich musste noch zunächst im Hintergrund warten und dann blitzschnell zuschlagen.

Lautlos huschte ich auf die Balkonseite zu und kletterte dann über die Brüstung.

Ich freute mich darüber, dass es so locker ging, landete zwischen den Gewächsen vor dem Balkon und huschte so leise wie möglich zur Seite, um mir dort ein Versteck zu suchen.

Auch da war der Boden bepflanzt, aber ich blieb auch dort nicht länger, sondern lief mit schnellen, kurzen Schritten über den Spazierweg hinweg, um an der anderen Seite im unterholz-artigen Gebüsch zu verschwinden und mich erst mal zu verstecken.

Von dieser Stelle aus hatte ich den Balkon gut im Blick und sah auch bis zur offenen Tür hin und ebenfalls in das Zimmer hinein, in dem sich bis jetzt noch niemand bewegte, was aber nicht lange so bleiben würde, davon ging ich aus.

Ich gab es zu: Diese nicht sehr große Aktion hatte mich schon angestrengt. Ein Zeichen, dass meine Verfassung längst nicht optimal war.

Mein Beobachtungsplatz war hervorragend. Ich sah den Balkon, von der anderen Seite war ich nicht zu sehen. Auch nicht für das Liebespaar, das eng umschlungen an mir vorbeischlenderte und sich dabei immer wieder innig küsste.

Es hatte überhaupt keine Augen für die Umgebung. Beide waren zu stark mit sich selbst beschäftigt, was mir natürlich entgegenkam. Auf meinem Balkon malte sich eine Silhouette ab. Der Fremde hatte ihn jetzt betreten, und er bewegte sich dabei mit einer unnatürlichen Langsamkeit vor. Ich drückte ein Blatt zur Seite, das mich beim Sehen leicht behinderte, und hatte nun die volle Sicht, wobei ich geduckt am Boden hockte.

Der Mann war ein Riese. Ein dunkler Riese in der Dunkelheit. Er stand vor der Brüstung wie ein lebender Kleiderschrank, und er schien enttäuscht zu sein, denn er bewegte

seinen Kopf von einer Seite zur anderen, weil er nach etwas Bestimmtem suchte.

Das konnte nur ich sein!

Und jetzt war ich mehr als froh, mich für diese Art von Rückzug entschieden zu haben. Der Typ sah mir nicht aus, als wäre er gekommen, um mit mir Karten zu spielen.

Es passte ihm nicht, dass ich aus dem Zimmer verschwunden war. Und es passte ihm noch weniger, dass er keine Chance hatte, mich zu entdecken, obwohl er alles versuchte, sich nach vorn beugte und auf die niedrigen Sträucher direkt vor dem Balkon schaute, weil er erfahren wollte, ob ich mich dort versteckt hielt.

Er sah nichts, aber er gab nicht auf, sondern holte aus irgendeiner Hosentasche eine Lampe, die er einschaltete. Er suchte noch mal die Sträucher vor dem Balkon ab, fand wieder nichts, und sein ärgerliches Knurren klang bis zu meinem Versteck.

Dann hob er die Lampe an und strahlte über den Weg hinweg. Ich hatte es frühzeitig genug gesehen und machte mich so klein wie möglich. Der Strahl strich an mir vorbei und über meinen Kopf hinweg. Hinter mir verlor er sich im Grün der Blätter. Der Mann schwenkte die helle Lanze noch von einer Seite zur anderen, aber er erwischte mich wieder nicht, denn ich lag am Boden.

Einige Sekunden musste ich noch zittern, dann gab der Kerl es auf. Er schaltete die Lampe wieder aus und ließ sie rasch verschwinden. Ich hob den Kopf an und richtete mich auf.

Noch immer malte sich der Dunkelhäutige auf meinem Balkon ab. Aber er war bereits im Begriff, sich zurückzuziehen. Kopfschüttelnd verschwand er wieder in der Wohnung und damit aus meinem Blickfeld. Die Schatten im Zimmer hatten ihn aufgesaugt.

Das hatte ich überstanden.

Aber es freute mich nicht besonders, denn ich war nicht die einzige Person in diesem vertrackten Horror-Spiel. Jetzt ging

es um Jane Collins und um Bella Luna. Bei ihnen konnte ich mir vorstellen, dass sie den Häschern nicht entkommen waren.

Also musste ich etwas tun.

Ich wollte in ihre Nähe gelangen. Nur nicht auf dem normalen Weg. Ich hatte mich bisher in die Büsche geschlagen, und weil es so gut geklappt hatte, wollte ich es noch mal versuchen.

Ich löste mich aus dem Gebüsch und huschte diesmal mit schnellen Schritten über den Weg. Bis ich zur Seite des recht breiten Hauses glitt und dort stehen blieb.

Es stand inmitten eines recht geräumigen Grundstücks. An der Seite breitete sich ein Garten aus, der allerdings sehr pflegeleicht war. Es bedeutete, dass es nur wenig Schutz für mich gab. Der meiste Teil des Gartens bestand aus Rasen. Zudem stand eine Laterne in der Nähe, die ihr Streulicht abgab, sodass ich zusah, aus diesem hellen Kreis zu entkommen.

Das Grundstück zum Nachbarn war durch einen Maschen- drahtzaun abgetrennt. Da wuchsen kleine Tannen, die man bewusst durch Beschnitt niedrig gehalten hatte.

Dort war nichts los. Das heißt, die Mieter saßen draußen oder auf den Balkonen, oder sie hockten vor der Glotze. Zum Glück hatten sie den Ton leise gestellt.

Mich interessierte der Garten, der zu dem Haus gehörte, in dem ich einquartiert werden sollte. Ich sah die abgestellten Fahrzeuge, aber mir fiel auch ein größeres Auto auf. Größer als ein Van, das war schon ein Lieferwagen, der quer zum Eingang parkte.

Ich hörte Männerstimmen, auch die einer Frau, die allerdings zu leise sprach, als dass ich hätte etwas verstehen können. Jedenfalls war es nicht Jane Collins.

Dann erschien der große Mann. Aus dem Windschatten des Lieferwagens löste sich der Typ mit dem Strohhut. Er sprach auf den anderen ein. Beide redeten ziemlich schnell und leider auch flüsternd. So erkannte ich nur anhand der Gestik, um was es ging und musste das auch schon mehr raten.

Etwas war schief gelaufen. Ich trug die Schuld daran. Der mächtige Schwarze deutete einige Male auf die Haustür, doch der Strohhut hatte was dagegen.

»Wir werden jetzt fahren!«, hörte ich ihn.

»Und der Typ?«

»Wir schreiben ihn erst mal ab.«

»Das ist nicht gut.«

»Weiß ich selbst. Hast du eine bessere Idee?«

»Leider nicht.«

»Okay, dann steig ein. Wichtig ist, dass wir die beiden Frauen haben und das Ritual durchziehen können. Alles andere wird sich von allein ergeben.«

Ich hatte verdammt große Ohren bekommen. Plötzlich war mir klar, wozu der Transporter gebraucht wurde. Man wollte zwei Frauen verschleppen. Das konnten nur Jane Collins und Bella Luna sein. Sie waren bereits überwältigt worden. Man hatte sie auf der Ladefläche versteckt, und jetzt schob der Mann mit dem Strohhut die Tür zu, nachdem der große Schwarze eingestiegen war. Der Strohhut öffnete die Beifahrertür und verschwand ebenfalls. Ein anderer Mann ließ den Motor an. Ich hatte ihn noch nicht zu Gesicht bekommen, wusste jetzt aber, dass ich es mindestens mit drei Gegnern zu tun hatte. Das sah alles andere als gut aus.

Ich wartete noch, bis sich der Transporter in Bewegung setzte und auf die Uferstraße eingebogen war. Danach gab es für mich kein Halten mehr.

Ich sprintete quer über die Rasenfläche und freute mich, dass ich den Leihwagen so gut geparkt hatte.

Einsteigen, anlassen, abfahren und hoffentlich den Transporter nicht verlieren ...

Ich hatte Glück. Das andere Fahrzeug fuhr nicht sehr schnell,

obwohl die Straße recht leer war. Man wollte wohl kein Risiko eingehen und keiner Polizeistreife auffallen, die es hier in Timmendorfer Strand auch gab.

Ich hielt genügend Abstand. In dieser Gegend kannte ich mich nicht aus, aber es gab genügend Hinweisschilder auf andere Orte, und so las ich, dass wir in Richtung Niendorf fuhren. Es war eine Strecke von zwei Kilometern und das immer an der See entlang.

Ich blieb am Ball, hatte die Zähne zusammengebissen und musste leider auch die Hitzewellen ertragen, die immer wieder in mir hoch kamen. Eine Folge des verdamnten Gifts, das noch immer nicht aus meinem Körper verschwunden war.

Eisern hielt ich durch!

Ich kannte meine Gegner nicht. Leider wusste ich aus Erfahrung, dass sie, wenn sie einem Voodoo-Kult angehörten, über Leichen gingen, um ihr Ziel zu erreichen. Und sie hatten irgendwo auch einen lebenden Toten versteckt. Zudem besaßen sie ein Boot. Ich rechnete damit, dass die beiden Frauen dorthin geschafft werden würden, denn da waren sie unter sich. Wenn möglich, wollte ich es nicht soweit kommen lassen, aber das stand noch in den Sternen.

Die Fahrt ging tatsächlich nach Niendorf. Wir fuhren durch einen ruhigen Ferienort mit hell angestrichenen Häusern und wenig Verkehr. Lampen spendeten gelbliches Licht, das auf dem Boden verschwommene Inseln hinterließ.

Ich war etwas näher an den Transporter herangefahren, was ich mir durchaus erlauben konnte, weil ich nicht allein unterwegs war. So fiel die Verfolgung nicht auf, die mich dann in Richtung Hafen führte, wo zahlreiche Schiffe festmachten.

Es herrschte allerdings wenig Betrieb, was mich bei dieser Witterung wunderte. Wir rollten an einem Fischrestaurant vorbei, bei dem die Gäste in einem vorgebauten Wintergarten saßen und sicherlich beim Essen schwitzten.

Links lag der Hafen. Dorthin bog der Transporter auch ab.

Viel Platz hatte er an der Mole nicht, und er fuhr in eine Lücke hinein, die sich nicht weit vom Wasser entfernt befand.

Tagsüber hatten die Andenken- und Fischbuden geöffnet. Um diese Zeit waren sie geschlossen. Ein paar Romantiker hatten sich in den kleinen Hafen verirrt, und sie waren mit sich selbst und der Aussicht über die See genug beschäftigt, um ihre nähere Umgebung zu vergessen.

Das kam meinen Gegnern und auch mir zugute. Ich hatte den Golf dicht hinter dem Eingang angehalten. Eine gute Parkposition, denn von dieser Stelle aus hatte ich einen guten Überblick und konnte auch den Transporter im Auge behalten.

Drei Männer hatten ihn verlassen.

Zum einen der menschliche Kleiderschrank, zum anderen der Mann mit dem Strohhut und noch der Fahrer, der wesentlich kleiner und dicker war als die beiden anderen. Er hatte schon die Ladetür an der Seite des Transporters geöffnet, neben der sich der Riese und der Strohhut aufbauten wie zwei unheimliche Wächter.

Mich sah er nicht. Ich hatte mich auch sehr klein gemacht und beobachtete das Tun über den Rand der Scheibe hinweg. Was in den folgenden Minuten passierte, durfte ich mir auf keinen Fall entgehen lassen und natürlich keinen Fehler machen.

Bella Luna stieg als Erste aus dem Fahrzeug. Ich hatte sie noch nie gesehen und bekam sie jetzt zum ersten Mal zu Gesicht. Sie war dunkelhäutig, aber das wusste ich ja aus Janes Beschreibung. Bella konnte sich normal bewegen, wurde aber vom Strohhut sicherheitshalber festgehalten.

Wo war Jane?

Sie befand sich noch im Wagen, und sie wurde von diesem menschlichen Riesen geholt. Er tauchte ein, war schnell wieder da und hielt Jane wie ein Paket umfasst. Zwar stellte er sie auf die Füße, doch sie war nicht fähig, aus eigener Kraft zu gehen. Wie eine Teppichrolle schleifte der Mann sie hinter sich her.

Das gemeinsame Ziel war ein Boot. Ich ging davon aus, dass

es genau das Boot war, das die beiden schwimmenden Frauen auch fast überfahren hätte.

An Deck brannte eine einsame Positionsleuchte. Um an Bord zu kommen, musste die kleine Prozession über einen Steg gehen, an dem die Boote ankerten.

Ich verfolgte sie noch nicht, weil der Fahrer den beiden leider nicht gefolgt war. Er wartete in der Nähe des Wagens, rauchte jetzt eine Zigarette und beobachtete die Umgebung. Ich wünschte mir, dass er nicht blieb und ebenfalls an Bord ging.

Die anderen Vier waren es bereits. Ich sah sie nicht mehr auf dem Steg. Es gab auch keine weiteren Beobachter, so viel ich erkennen konnte. Ich hatte mich hinter dem Lenkrad wieder höher aufgerichtet. Da die Scheibe nicht geschlossen war, fiel mir auch der Pfiff auf, der plötzlich von der Wasserseite her bis an Land drang.

Der kleine Fahrer reagierte, als er das Signal hörte. Er lief auf seinen kurzen Beinen auf den Steg zu. Um den abgestellten Lieferwagen kümmerte er sich nicht.

Der war auch für mich unwichtig geworden, denn ich musste an Bord, bevor sie den Motor anließen und abfuhr.

Den gleichen Weg wie der Kleine nahm ich nicht. Es gab einen anderen, der spektakulär war, denn er führte mich von einem Boot zum anderen. Sie lagen alle dicht nebeneinander, sodass es kein Problem war. Vorausgesetzt, ich wurde nicht entdeckt, denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Boote alle ohne Besatzung waren.

Bei zweien hörte ich ein Kichern aus der Kabine, die mit einem rötlichen Licht gefüllt war. Die würden mich nicht sehen. Ich musste noch drei Boote weiter. Manchmal konnte ich springen, aber vor dem letzten war ich gezwungen, über die Reling an Bord zu klettern, was mir auch gelang.

Zwei Schritte weiter wäre ich fast gegen ein menschliches Hindernis gestoßen.

Da stand jemand, der nur eine Badehose und eine Mütze trug.

In der Hand hielt er eine Flasche Schnaps. Selbst im Dunkeln fiel mir sein glasiger Blick auf. Der Typ war bis zur Unterkante Oberlippe zu.

Er brabbelte etwas, streckte mir sogar die Flasche entgegen, aber ich wich schnell aus, war an ihm vorbei und setzte Sekunden später über auf das Nachbarboot. Es war das letzte neben dem, das mich interessierte.

Sofort ging ich in Deckung und machte mich so klein wie möglich. Auf dem Boot vor mir, das sogar recht groß war, verschwand allmählich ein Teil der Dunkelheit. Jane und Bella waren bereits unter Deck geschafft worden. Von dort fiel auch ein Lichtschein nach oben und über die Stufen einer Treppe hinweg, vor der ausgerechnet der Kleine stand und wie ein Pascha seine Hände in die Seiten gestemmt hatte. Er musste sich vorkommen wie der Ausguck auf dem Mast, denn so schaute er sich auch um.

»Geh weg!«, flüsterte ich mir selbst zu. »Verdammt noch mal, hau endlich ab ...«

Er ging nicht, noch nicht.

Dafür wartete er, bis der Ruf von unten kam. Da drehte er sich um und stieg mit schwankenden Bewegungen die Treppe hinab.

Das war meine Chance.

Diesmal sprang ich nicht. Ich kletterte vorsichtig hinüber, behielt die offene Tür im Auge, sah dort aber niemanden und konnte in den folgenden Sekunden Deckung hinter einer Kiste finden, in der allerlei Zeug lag, vor allen Dingen zusammenge-rollte Taue.

Das war okay.

Allmählich beruhigte ich mich, auch wenn ich wieder stark zu schwitzen begann. Unter mir hörte ich Stimmen. Die Aufbauten waren mehr dem Bug zugerichtet. Der erhöhte Steuerstand war über eine Leiter zu erreichen, aber er war noch nicht besetzt.

Ich überlegte, ob ich eingreifen sollte, als ich den Mann mit dem Strohhut kommen sah. Zusammen mit dem Kleinen, der seine Kippe über Bord warf. Der Strohhut spielte den Kapitän und Steuermann.

Es dauerte nicht lange, bis ein Vibrieren durch den Schiffsrumpf ging, als der Motor angelassen wurde. Von Bord kam ich jetzt nicht mehr. Der Kleine allerdings, denn er löste die Taue, um dann wieder auf die Planken zu springen.

Wir starteten.

Rückwärts glitten wir von der Anlegestelle weg. Das Wasser am Heck schäumte auf, und ich hockte so tief geduckt wie möglich hinter meiner Kiste.

Wenig später drehten wir. So konnten wir vorwärts aus dem Hafen gleiten und auf die offene See zufahren.

Ich hatte es geschafft, ungesehen an Bord zu gelangen. Ob das allerdings schon der Sieg war, stand in den Sternen...

In den folgenden beiden Minuten verhielt ich mich sehr still und beobachtete nur. Der Strohhut lenkte das Boot. Er stand in seinem Steuerstand und wurde vom indirekten Licht der Instrumente angeleuchtet. Von meiner Sichtposition aus wirkte er wie jemand, der auf der Stelle festgefroren war. Sein Blick glitt nach vorn. Er bewegte sich um keinen Millimeter von der Stelle, sondern nur im Rhythmus der Wellen, die jenseits des Hafens unser Boot erwischten.

So ruhig war die Ostsee nicht, wie sie für mich ausgesehen hatte, aber auch nicht so wild wie ihre Schwester, die Nordsee.

Ich hatte mich mit meiner Situation ab- und zurechtgefunden, es blieb mir schließlich nichts anderes übrig, und lauerte jetzt auf eine günstige Gelegenheit, die beiden Frauen aus ihrer Klemme befreien zu können. Es war wie im Kino, wie in einem Western, nur hingen Jane und Bella nicht an einem

Marterpfahl, sondern befanden sich unter Deck und mussten dort um ihr Leben zittern.

Der Kleine gefiel mir nicht, obwohl er so harmlos aussah und wieder einen Glimmstengel paffte. Wenn ich einen Vergleich anstellen sollte, musste ich an eine dicke Ratte denken, und so bewegte er sich auch. Er konnte nie ruhig sein. Sein Blick irrte immer wieder hin und her, er drehte auch den Kopf nach oben und bewegte sich nicht von der Stelle weg. Um ihn zu erreichen, musste ich eine kurze, aber deckungslose Strecke überwinden.

Für mich zählte jede Minute, denn ich dachte daran, dass es den beiden Frauen mit fortschreitender Zeit immer schlechter ging. Voodoo-Rituale waren nicht eben lustig, bei vielen endeten sie im Wahnsinn oder mit dem Tod.

Der Kleine zog erneut eine Zigarettenschachtel aus der Brusttasche seines Hemdes. Er schaute sie an, knüllte sie zusammen und schleuderte sie über Bord, weil sie leer war.

Dann drang ein Fluch über seine Lippen. Wütend strich er die fettigen, halblangen Haare zurück, tastete in seinen Hosentaschen und fand eine noch frische Packung. Er riss die Umhüllung ab, schleuderte sie zu Boden, holte die nächste Kippe hervor, steckte sie zwischen seine Lippen, um sie anzuzünden.

Der Wind machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Zweimal wurde ihm die Flamme des Feuerzeugs ausgeblasen. So musste er sich wegrehen, um sie vor dem Wind zu schützen. Zugleich bewegte er sich noch zur Seite und weg vom Niedergang mit der offenen Tür.

Genau das war die Gelegenheit für mich.

Er hörte mich nicht. Zudem war das Motorengeräusch zu laut. Er war voll und ganz mit dem Anzünden des Glimmstengels beschäftigt, und auch den Windzug der herabsausenden Waffe nahm er sicherlich so lange als normal hin, bis er im Nacken getroffen wurde.

Den klatschenden Aufschlag hörte ich. Feuerzeug und Ziga-

rette fielen dem Kerl aus den Händen, landeten auf den Planken, und bevor der Kleine aufschlug, fing ich ihn ab und zerrte ihn bis dicht an die Bordwand, in deren Schatten ich ihn niederdrückte.

Ich hatte gezielt und hart zugeschlagen und es mit einem Hieb geschafft, ihn ins Reich der Bewusstlosigkeit zu schicken. Dort würde er einige Zeit bleiben.

Ich untersuchte ihn nach Waffen. Eine Schusswaffe fand ich nicht, dafür ein tückisches Springmesser, das ich in die Ostsee schleuderte. Das erste Hindernis hatte ich überwunden und fühlte mich auch wieder einigermaßen fit.

Zwar gefiel mir das Schwanken des Bootes nicht, aber man kann nicht alles haben.

Jetzt hoffte ich nur, dass der Strohhut nicht so schnell etwas bemerkte und auch weiterhin in Richtung Norden fuhr. Ich erlaubte mir noch einen Blick über das Wasser hinweg und schaute auch an der Küste entlang, wo die Dunkelheit an bestimmten Stellen vom Lichterglanz der kleinen Ostseeorte unterbrochen wurde.

Es gab keine weiteren Probleme. Der Steuermann schaute noch immer auf die offene See hinaus, und ich konnte mich endlich unter Deck umschauen. Ich musste noch mit diesem Riesen als Gegner rechnen, der mir im körperlichen Kampf überlegen war.

Vor der ersten Stufe blieb ich geduckt stehen und lauschte erst mal in die Tiefe hinein, ob dort etwas zu hören war. Leider nicht, denn der Lärm des Schiffsmotors war einfach zu laut und übertönte alle anderen Geräusche.

Kam jemand?

Nein, es blieb alles normal. Selbst das Licht der Seitenleuchte flackerte nicht. Die Lampe war von einem dunklen Gitter umgeben. In ihren Schein hatten sich einige Motten verirrt, deren Schatten mehr als übergroß an den Wänden entlangtanzten und ebenfalls über die Stufen der Treppe huschten.

Es war alles easy, und ich hoffte, dass es auch so blieb. Am Ende des Niedergangs war zwischen einer geschlossenen Tür und der letzten Stufe nicht viel Platz. Aber immerhin so viel, dass zwei Feuerlöscher an den Wänden hingen und auch Ölzeug an einem Haken seinen Platz gefunden hatte. Die Luft hier unten war alles andere als gut. Selbst der Seewind konnte den Geruch nicht vertreiben, der eine Mischung aus Ölgestank und verbrennenden Kräutern mitbrachte.

Mir fiel auch auf, dass unter der Tür durch ein Streifen Licht fiel, das allerdings nicht normal hell aussah, sondern farblich verändert. Eine Mischung aus Grün und Gelb, im Innern mit einem rötlichen Schein versehen.

Ich ging davon aus, dass das richtige Ritual noch nicht begonnen hatte, denn dann wäre auch der Strohhut erschienen, um daran teilzunehmen. Wie weit er auf die See hinausfahren wollte, war mir ebenfalls unbekannt, aber sicherlich nicht bis hin zu den skandinavischen Ländern. Da startete man von Travemünde aus.

Solange er sich im Steuerstand aufhielt, hatte ich es nur mit einem Gegner zu tun.

Dachte ich.

Aber ich irrte mich.

Nicht mal mein Kreuz hatte mir eine Warnung zugeschickt. Ich hörte nur, wie sich das Ölzeug an der linken Seite bewegte und übereinander rieb.

Dass es nicht an den Bewegungen des Bootes lag, bekam ich sehr drastisch zu spüren, denn unter dem Ölzeug löste sich plötzlich eine Gestalt. Selbst im miesen Licht erkannte ich, dass sie das Grauen pur war, und plötzlich rammte mir eine Faust entgegen.

Durch ein schnelles Zurückzucken nahm ich ihr einen Teil der Wucht. So streifte sie nur an meinem Kinn entlang, aber der Faust folgte ein feuchter und stinkender Körper.

Da war mir klar, dass ich es mit dem Zombie zu tun hatte, der

auch die beiden Frauen in die Tiefe hatte zerren wollen...

Hände zielten nach meiner Kehle. Wenn sie den Hals einmal umfasst hielten, war ich verloren. Soweit wollte ich es nicht kommen lassen. In der rechten Hand hielt ich noch immer die Beretta. Zwischen den angreifenden Händen schlug ich hindurch und erwischte dabei haargenau die Mitte des Gesichts.

Der Schlag war sehr hart geführt worden. Der Zombie verlor die Übersicht. Es wäre jetzt ein Leichtes für mich gewesen, ihm eine Kugel in den Kopf zu schießen, aber ich wollte das Risiko nicht eingehen, denn der Schuss würde bestimmt gehört werden.

Deshalb versuchte ich es anders. Ich wich zurück, weil ich Platz zwischen den Zombie und mich bringen wollte. Die Treppe befand sich in der Nähe, und sie war so etwas wie ein erster Rettungsanker, auf den ich sprang.

Der lebende Tote drehte sich schwerfällig um. Das war der Vorteil eines normalen Menschen ihm gegenüber, denn seine Bewegungen waren immer recht schwerfällig.

Ich schaute in ein »leeres«, aber irgendwie auch verwüstetes Gesicht und auf den offenen Mund, aus dem ein feucht-fauliger Gestank in meine Richtung wehte.

Keine Pistole, dafür das Kreuz!

Ich hatte es schnell über meinen Kopf gestreift, und nicht er griff mich an, sondern ich ihn. Von der Treppe her sprang ich ihm entgegen und steckte ihm das Kreuz genau in den offenen Mundspalt.

Hier trafen zwei gegensätzliche Kräfte aufeinander. Zum Glück schrie er nicht. Er spie das Kreuz aus, das mir vor die Füße fiel. Ich hob es schnell auf, dann sah ich, was mit der lebenden Leiche passierte. Es hatte sie voll erwischt. Auf einer

kleinen Fläche bewegte sich der Zombie torkelnd und mit nach unten gesenktem Kopf.

Ich hoffte nicht, dass er in Flammen aufging, denn um seinen Körper herum bildeten sich schon Rauchschwaden, dann aber fiel er in sich zusammen und blieb liegen.

Geschafft!

Wieder ein Hindernis weniger.

Zeit, mir selbst auf die Schulter zu klopfen hatte ich nicht. Jetzt musste ich mich um die Frauen kümmern.

In diesem Augenblick passierte das, was einfach kommen musste, womit ich aber so schnell nicht gerechnet hatte.

Der Strohhut stoppte die Maschinen. Ich hörte noch ein letztes Nachtuckern, dann war es still, bis auf den immerwährenden Angriff der Wellen, die gegen das Boot schlugen.

»Arturo, wo bist du?«

Der Strohhut konnte damit nur den Dicken gemeint haben. Der aber würde sich nicht melden, und das würde den Verdacht des Strohhuts erregen.

Welche Möglichkeiten gab es?

Nicht viele, aber ich wollte den Strohhut in eine Falle laufen lassen. Was dem Zombie recht war, das war mir in diesem Fall billig, und so versteckte ich mich dort, wo auch er gestanden hatte, unter dem alten Ölzeug...

Jetzt wuchs die Spannung. Sie potenzierte sich noch mit jeder Sekunde, die verstrich. Ich wartete darauf, dass sich der Strohhut zeigte, um auch bei ihm das Überraschungsmoment ausnutzen zu können.

Er kam, aber er war noch nicht zu sehen. Ich hörte die Schritte auf dem Deck und bekam sehr genau mit, dass sie sich in meine Richtung bewegten.

»Arturo...?«

Der Gerufene gab keine Antwort.

»Verdammt, Arturo, bist du eingeschlafen, du verfluchter Hundesohn? Wehe dir.«

Mit einem letzten Sprung setzte der Strohhut auf. Er blieb noch oberhalb des Niedergangs. Ich drehte meinen Kopf etwas nach rechts, um hinter dem Ölzeug wegpeilen zu können.

Die Treppe war noch leer. Der Strohhut suchte auf dem Deck und hatte Arturo gefunden. Ich hörte ihn fluchen. »Verdammt, ich wusste doch, dass du wieder pennst, du Arsch. Los, steh auf, du ... du ...« Wieder ein Fluch, auch Geräusche, die sich anhörten wie Tritte, die gegen ein weiches Hindernis stießen.

Dann wieder die Frage: »Arturo?«

Mir war klar, dass der Strohhut jetzt endgültig erkannt hatte, was mit Arturo geschehen war, und der Knabe sich nicht hingelegt hatte, um ein Nickerchen zu machen.

Wieder klangen mir die Flüche des Strohhuts entgegen. Er war misstrauisch und alarmiert worden, und er würde seine Konsequenzen daraus ziehen, das stand fest.

Jetzt sah ich ihn.

Er stand am Beginn des Niedergangs, und er hatte sich nicht normal hingestellt, sondern breitbeinig und leicht nach vorn gebeugt. Wie ein Ringer, der auf den Angriff seines Gegners wartet. Auch pendelte er mit dem Oberkörper hin und her, wobei der Strohhut wie festgeleimt auf seinem Kopf blieb.

Er rief keinen weiteren Namen mehr. Er holte auch kein Blasrohr hervor, sondern griff nach einem Enterhaken, den ich zwar gesehen, aber nicht für wichtig befunden hatte. Dass er keine Dekoration war, das hatte mir jetzt der Strohhut bewiesen.

Es war hier unten recht schummrig. Der Mann musste schon genau hinschauen, um den vernichteten Zombie zu sehen. Zuerst fiel ihm nichts auf, dann aber, ungefähr auf der Mitte des Niedergangs, blieb er plötzlich stehen und schüttelte den Kopf.

Er hatte ihn gesehen.

Er wollte schreien, zumindest ging ich davon aus, aber ich war schneller.

Noch hinter dem Ölzeug stehend, sprach ich ihn an. »Keine Bewegung mehr, Mister!«

Er sah mich nicht richtig, aber er sah meine Beretta, die ich aus der Lücke geschoben hatte und deren dunkles Mündungsloch genau auf ihn zeigte ...

Jane Collins wusste nicht genau, was mit ihr passiert war. Sie fand auch nicht heraus, ob sie in einem Traum gefangen war oder die Realität erlebte. Sie war mal wach, dann wieder nicht. Mal konnte sie sehen, dann schwamm ihr Bewusstsein wieder weg, und sie hatte das Gefühl, in einem tiefen Ozean zu versinken, aus dem sie dann wieder erwachte und in der Realität blieb.

Und sie kam ihr ebenfalls wie ein Albtraum vor. Um sie herum war etwas völlig Fremdes. Sie fühlte sich in eine Welt hingesetzt, mit der sie nichts zu tun hatte. Es war dunkel, es gab Licht. Es wechselte sich ab, und sie hörte Stimmen sowie ein tiefes Stöhnen, das eine Frau ausgestoßen hatte.

Allmählich drängte sich bei Jane Collins wieder die Erinnerung durch, obwohl sie sich so verdammt elend fühlte. Ihr Magen revoltierte, die Schweißausbrüche ließen sich nicht mehr stoppen, und auch ihr Puls raste. Dabei hatte sie einfach das Gefühl, dass in ihrem Körper etwas Fremdes steckte, das bei ihr leider die Oberhand gewonnen hatte. Der Druck, den sie auszuhalten hatte, erreichte sie nicht von außen, sondern von innen. Statt ihres Blutes rann eine heiße Flüssigkeit durch die Adern, die ihre Hitze noch im Kopf ausbreitete.

Der Singsang blieb.

Sie bildete sich ihn nicht ein. Er traf ihre Ohren von außen

und war ebenso fremd wie das Licht, das sie erwischte und dabei immer wieder flackerte. Es tat auch ihren Augen nicht gut. Jane merkte, dass sich in ihnen Feuchtigkeit angesammelt hatte, und sie stellte auch fest, dass sie rücklings auf dem Boden lag und dabei leicht hin- und hergeschaukelt wurde.

Jane Collins zwang sich, ihre Gedanken zu ordnen. Sie wollte logisch vorgehen, auch wenn sie durch die Äußerlichkeiten abgelenkt wurde, wie den tanzenden Lichtschein unter der Decke, der ständig neue Muster produzierte.

John war gekommen. Hatte sich aber in der Wohnung nebenan aufgehalten. Sie war mit Bella allein gewesen, hatte die Tür geöffnet, erinnerte sich noch an den Mann mit dem Strohhut, und danach waren bei ihr die Lichter erloschen.

Aus, vorbei. Es gab auch nichts mehr, über das sie noch nachdenken konnte. Bis eben zu diesem nicht sehr einfachen Erwachen, das sie aus den dunklen Tiefen hervorgeholt hatte.

Licht- und Schattenspiele tanzten noch immer unter der Decke, doch es war etwas anderes, das sie ablenkte. Sie hörte die so typisch klingenden Stöhngeräusche, die so intensiv waren, dass sie sich einfach gezwungen fühlte, den Kopf in die entsprechende Richtung zu drehen, um zu schauen, was dort passierte.

Um es zu sehen, brauchte sie sich nicht aufzurichten, und Jane nahm alles der Reihe nach wahr, als wäre es ihr von fremder Hand eingegeben worden.

Das Licht stammte von einer Lampe, die unter der Decke schaukelte. Der ungewöhnliche Geruch, der sie ebenfalls störte, wurde von Kräutern abgegeben, die in Schalen verteilt lagen und vor sich hin kokelten. Über den Schalen sah sie die dünnen Rauchscheiter. Sie standen auf einer großen Decke, die noch Platz genug für eine Frau und einen Mann ließ, die beide nackt waren.

Die Frau war keine andere als Bella Luna. Aber sie war nicht mehr die Person, die Jane kannte. Sie hatte sich auf eine

schlimme Art und Weise verändert. Über ihre Nacktheit sah Jane hinweg, nicht jedoch über den Ausdruck in den Augen und im Gesicht.

Bella war gar nicht da. Sie befand sich in einer tiefen Trance. Ihr Geist war weit weg, und Jane stellte mit Entsetzten fest, dass in ihrem Körper lange Nadeln steckten, wobei der ihr gegenüber hockende nackte Mann im Begriff war, sie mit einer weiteren Nadel zu bestücken. Sie war lang und spitz, und sie drang unter der rechten Brust tief in den Körper ein, ohne dabei eine Spur von Blut zu hinterlassen. Man hätte die Nadel ebenso in einen Teig stecken können, es wäre auf das Gleiche hinausgekommen.

Bella ließ alles mit sich geschehen. Nur hin und wieder stöhnte sie auf, wenn die Nadel besonders tief in den Körper eindrang. Es war kein schmerzhaftes Stöhnen. Jane empfand es eher als ein sehr lustvolles.

Nachdem sie das genügend lange beobachtet hatte, kümmerte sie sich um den Mann.

Ein Riese, und das auch im Sitzen. Ein dunkelhäutiger Gigant, dessen Oberkörper mit Öl oder Fett eingerieben worden war, sodass die Haut glänzte.

Er sah weder böse noch gut aus. In seinem Gesicht rührte sich nichts, und dort lebten nur die Augen, in denen ein wildes Feuer tanzte. Er ließ sich nicht stören, aber er nahm auch keine Nadeln mehr aus der schmalen Stofftasche, sondern kümmerte sich jetzt auf eine andere Art und Weise um Bella Luna.

Mit seinen Händen strich er über ihren Körper hinweg. Er murmelte dabei Sprüche, die Jane Collins als Beschwörungsformeln identifizierte. Was er mitteilte, verstand sie nicht, doch seine Worte mussten den Kern treffen, denn Bella nickte immer wieder, als wollte sie dadurch jedes Wort unterstreichen.

Er spielte mit ihren Brüsten. Er rückte näher an sie heran, und sie beugte sich ihm entgegen, wobei es sie auch nicht störte,

dass Nadeln in ihrem Körper steckten. Ihre Gesichter glitten aufeinander zu. Sie öffneten die Münder, die Zungen berührten sich, und jetzt hörte Jane Collins das Stöhnen der beiden.

Sie stellte fest, dass man sie entwaffnet hatte, und sie ahnte auch, dass sie nicht in der Lage sein würde, sich normal zu bewegen. Eine Tür hatte sie entdeckt, und in ihrem Kopf breitete sich bereits ein bestimmter Plan aus.

So lange die beiden mit ihrem magischen Liebesspiel beschäftigt und abgelenkt waren, bestand für sie die Chance zur Flucht. Auch wenn sie nicht fit war, einen Versuch war es allenfalls wert. Das Getue und Geflüster der beiden fand sie widerlich. Jetzt sprachen sie so, dass Jane sie verstehen konnte, und beim Hochkommen entdeckte sie einen Totenschädel, der zwischen den beiden stand, als wäre er so etwas wie ein Katalysator, der ihre Leidenschaft erhöhte.

Sie saß - und es wurde ihr schwindlig.

Alles in ihrer Umgebung schien in Bewegung zu geraten. Die Decke, die Wände, die beiden nackten Körper, selbst der bleiche Schädel schwang auf und nieder.

Jane hatte längst herausgefunden, dass sie sich auf einem Schiff befand, aber mit ihrem Schwindel hatte das Schwanken des Boots nichts zu tun.

Sie musste warten, bis sich das Gefühl wieder gelegt hatte. An der Wand auf ihrer rechten Seite fand sie den nötigen Halt. Als es ihr dann einigermaßen gut ging, musste sie einsehen, zu lange gewartet zu haben. Zwei Augenpaare starrten sie an, und an den Blicken erkannte sie, dass auch Bella Luna kein Mitleid mit ihr haben würde. Sie hatte sich für den anderen Weg entschieden. Ob freiwillig oder nicht, das interessierte Jane nicht einmal. Jedenfalls konnte sie sich auf Bella nicht mehr verlassen, und der Mann war sowieso gefährlich wie ein Todfeind.

Jane sprach Bella an.

»Bitte, was ist mit dir geschehen? Was hat man mit dir ge-

macht? Sag es mir!«

»Ich bin die Mamba. Ich vertrete das Erbe meines Großvaters. Ich bin eine Mamba.«

Jane schüttelte den Kopf, denn sie konnte mit dieser Antwort beim besten Willen nichts anfangen.

»Ich bin eine Königin.«

»Aber...«

»Die Königin des Voodoo ...«

»Ach so ist das.«

»Ich habe die menschliche Brücke verlassen und werde in der Lage sein, die Geister der Toten und der Unterwelt zu rufen. Ich werde dem Voodoo-Kult in London wieder zu großer Macht verhelfen, denn ich kehre gestärkt zurück. Ich werde die Szene aufmischen, und so werden aus den Discos die Tempel schwarzer Magie werden! Ich werde in die Reiche der Toten eindringen und die Zombies zu Ehren kommen lassen. Ich werde den Kannibalismus fördern und Menschen mit tödlichen Flüchen belegen. Das alles habe ich vorgesehen und setze es in die Tat um.«

Nein, ich habe mich nicht verhört, dachte Jane, obwohl das leicht sein konnte, denn bisher hatte sie Bella Luna als eine ganz andere Person kennen gelernt. Ein ängstlicher Mensch, der sie um Schutz gebeten hatte.

Nun aber war sie umgedreht worden, und es gab für sie wohl kein Zurück mehr in das normale Leben.

Der dunkelhäutige Riese tat nichts. Er saß unbeweglich seiner Königin Bella gegenüber, die inzwischen das Sagen hatte. Dass in ihrem Körper die Nadeln steckten, irritierte Jane noch immer, auch, wie sie ihre Hände über den Schädel legte und ihn streichelte, als gehörte dieser Kopf zu ihrem Liebhaber.

»Ich bin das Erbe. Bosco hat Recht. Und Keke hat mir den Weg gezeigt.« Sie deutete kurz auf den Riesen, und so hatte Jane auch dessen Namen erfahren.

Dann musste Bosco der Mann mit dem Strohhut sein. Aber es

brachte sie auch nicht weiter, dass sie jetzt die Namen ihrer Widersacher kannte. Es kam darauf an, was man mit ihr anstellen würde, und so wie Bellas Blick über Janes Körper glitt, ließ das nichts Gutes ahnen.

»Voodoo ist so vielfältig«, flüsterte sie Jane zu. »Es bedeutet auch opfern, und genau das werde ich in dieser Nacht durchführen. Ich werde an dir mein Meisterstück als Königin ablegen. Ich werde dich zu den Toten schicken, um dich anschließend durch meinen Zauber als lebende Leiche wieder zurückzuholen ...«

Jane war einfach nicht fähig, darauf eine Antwort zu geben. Sie dachte nur daran, in welcher gefährlichen Situationen sie sich schon befunden hatte. Diese hier gehörte zu den Schlimmsten, die ihr je widerfahren waren.

Plötzlich dachte sie an John Sinclair und konnte sich vorstellen, dass es ihn bereits erwischt hatte. Sie wollte Bella nach ihrem Freund fragen, aber Kekes Bewegung lenkte sie ab, denn er griff neben sich und hob einen Dolch vom Boden hoch, den er Bella Luna reichte.

Sie nahm ihn mit einem Lächeln auf den Lippen an sich und deutete mit der Klingenspitze auf Janes Kehle.

»Ich werde dich öffnen. Ich werde dein Blut fließen sehen und dich dann wieder erwecken, um dich als lebende Leiche und meine Dienerin in die Welt zu schicken ...«

Trotz der gespannten Lage war der Strohhut wohl nicht auf einen Wechsel vorbereitet gewesen, denn er stand so starr wie jemand, der von einem Ereignis völlig überrascht worden war. .

Das Ölzeug bewegte sich, als ich mich dazwischen hervorschob. Der Kerl musste nicht so gut sehen können, denn er zwinkerte. Als er mich schließlich erkannte, verzog sich sein Gesicht zu einer Grimasse, und er fragte mit kaum hörbarer

Stimme: »Du bist hier?«

Ich grinste kalt. »Genau, Meister. Manche sind eben härter als andere Leute. Und kugelfest bist du sicherlich auch nicht. Deshalb weg mit dem Enterhaken.«

Er gehorchte sofort und ließ ihn fallen. Trotzdem traute ich ihm nicht über den Weg. Menschen wie der Strohhut geben so leicht nicht auf. Ich brauchte auch nur in seine Augen zu schauen, um zu erkennen, was in ihm vorging.

»Hast du auch einen Namen?«, fragte ich.

»Bosco.«

»Aha. Ich heiße John. Das muss reichen. Kommen wir zur Sache, Bosco. Ich weiß, dass sich Jane Collins hier unten befindet. Bestreite es nicht. Und ich will wissen, was mit ihr geschieht. Ich will aber auch wissen, was mit Bella Luna los ist. Warum wird sie verfolgt? Was hat sie euch getan?«

Bosco dachte kurz über die Antwort nach. Und als er sprach, glaubte ich ihm, dass er die Wahrheit sagte. »Sie gehört zu uns. Es ist das alte Blut, das in ihr fließt. Sie kann ihrem Schicksal nicht entkommen. Wir werden sie wieder zurück in ihre Heimat holen. Sie muss ein Erbe antreten.«

»Welches Erbe?«

»Ein magisches. Ein Voodoo-Erbe!«, behauptete Bosco. Es war ihm wirklich anzusehen, dass er von seinen eigenen Worten restlos überzeugt war.

»Weiß sie das?«

»Jetzt schon.«

Ich wollte es nicht glauben und schüttelte den Kopf. »Tut mir Leid, aber da kann ich nicht mithalten. Von wem hätte sie das Erbe denn übernehmen sollen?«

»Von ihrem Großvater. Seine Gene haben sich bei Bella Luna fortgesetzt. Sie stecken in ihr. Das ist jetzt richtig klar geworden. Sie kann sich nicht dagegen sträuben. Sie muss die Nachfolge als Mamba antreten. Ihr Großvater war ein *Houngan*, ein Hohepriester des Voodoo, und sie ist eine Ho-

hepriesterin, eben eine Mamba. Bisher hat sie es nicht gewusst, aber jetzt weiß sie es. Und sie ist bereit, das steht fest. Sie ist bereit gemacht worden.«

»Tatsächlich? Durch wen denn?«

»Keke ist bei ihr.«

Ich ging nicht auf den Namen ein und fragte: »In dieser Kajüte hinter mir.«

»So ist es.«

»Auch Jane Collins, nicht wahr?«

»Ja, auch sie. Aber sie wird gegen Bella keine Chance haben. Das Ritual hat Keke bereits vollzogen. Er hat den Weg in die Voodoo-Welt geöffnet.«

»Dann bin ich ja gerade rechtzeitig gekommen, um ihn zu schließen.«

»Das schaffst du nicht!«

Ich deutete mit der freien Hand auf den Zombie-Körper. »Euren Freund hier habe ich schließlich auch ausschalten können. Ich würde mir an deiner Stelle nicht zu große Hoffnungen machen.«

»Er war nur ein Vasall.«

»Aber er hat getan, was ihr wollt. Das ist vorbei. Und ich habe die Waffe, deren Magazin fünfzehn Schuss geweihter Neun-Millimeter-Silberkugeln enthält. Wenn du tatsächlich so ein Voodoo-Kenner bist, dann wirst du auch wissen, was diese Munition bedeutet. Dagegen hast du keine Chance.«

Bosco sagte nichts. Er war durcheinander und wusste nicht, ob er mir glauben sollte oder nicht. Er schaute auf die Beretta, der äußerlich nichts anzumerken war. Aber er war doch ins Grübeln gekommen und fragte flüsternd: »Wer bist du?«

»Nur ein kleiner Polizist, der keine schwarzmagischen Gestalten mag. Das ist alles.«

»Bist du ein Geisterkiller?«

Ich nickte. »So könnte man es auch nennen, mein Freund.«

»Aber du bist ein Mensch!«

»Das ist nicht zu übersehen.«

»Und Menschen sind den Geistern unterlegen. Erst recht denen des Voodoo.«

»Darauf möchte ich es ankommen lassen. Bosco. Und jetzt wirst du vorsichtig auf die Tür zugehen. Du wirst sie langsam aufziehen und mir den nötigen Platz schaffen, den ich brauche. Und dann werden wir sehen, ob die Gesetze des Voodoo auch weiterhin Bestand haben.«

»Das haben sie!«

Ich winkte mit der Waffe. »Geh zur Tür!«

Es war ihm längst klar, dass ich es bitterernst meinte. Da unsere Unterhaltung verstummt war, konnte ich mich auf die anderen Geräusche konzentrieren. Ich wollte natürlich wissen, was mit Jane und ihrem Schützling passiert war, den ich bisher kaum zu Gesicht bekommen hatte.

Bosco tat nichts, was mich hätte misstrauisch werden lassen können. Er hielt sogar die Arme halb erhoben, um zu dokumentieren, dass er nichts Böses im Sinn hatte, doch mein Vertrauen in ihn war nach wie vor Null. Deshalb erinnerte ich ihn noch mal daran.

»Denke immer, dass ich mit meiner Waffe hinter dir bin. Und die zielt genau auf deinen Hinterkopf!«

»Schon gut!«

Den Abstand zwischen uns ließ ich nicht zu groß werden, weil ich so rasch wie möglich einen Blick in die hinter der Kajüte liegende Tür werfen wollte. An das Schaukeln des Bootes hatte ich mich gewöhnt.

Wäre das Klatschen der Wellen gegen die Außenwände nicht gewesen, hätte ich sicherlich gehört, was sich hinter der Tür abspielte. Dass dort alles in tiefem Schweigen versunken sein sollte, konnte ich nicht glauben.

Bosco war angespannt. Er schwitzte. Ich roch seine Ausdünstungen. Das mussten die Folgen fremder Gewürze sein. Es gab keine Klinke an der Tür, dafür einen Knauf, der auch nicht

gedreht werden musste. Man hatte die Tür einfach nur ange-drückt.

Er zog sie auf.

Es blieb nicht geräuschlos. Aber dieses Schaben war nichts im Vergleich zu dem wütenden und katzenhaft klingenden Frauenschrei, der mir entgegenkreischte ...

Diese Person bluffte nicht!

Jane Collins war Fachfrau genug, um dies zu wissen. Sie kannte die Menschen, sie hatte ihnen oft genug in die Augen geschaut, und in diesen Augen schimmerte der Tod.

Bella Luna war längst nicht mehr diejenige Person, die Schutz brauchte. Keke hatte sie umgedreht. Er saß wie ein Gorilla im Hintergrund, sehr starr. Nur am Ausdruck seiner Augen war zu sehen, dass noch Leben in ihm steckte.

In Lunas Körper steckten die Pfeile als Transporteure der finsternen Magie. Sie hatte sie angenommen und nicht abgestoßen, weil eben ein altes Erbe von ihr übernommen worden war.

Der Mund zeigte ein Lächeln. Und ebenso lächelnd würde sie Jane töten, das stand für die Detektivin fest, die plötzlich ganz cool geworden war.

Sie dachte daran, wer sie war. Sie erinnerte sich, dass in ihrem Innern gewisse Kräfte steckten, die sie als Hexenkräfte ansah, was allerdings in einem positiven Zusammenhang stand.

Vielleicht gab es keine Chance. Vielleicht aber doch. Sie musste es einfach versuchen. Den Dolch ignorierend, sprach sie Bella Luna direkt an. »Du willst mich tatsächlich töten? Du willst eine Schwester im Geiste umbringen?«

»Ja, ich werde ...«, antwortete sie kehlig, um einen Moment später zu verstummen. Ein kurzes Überlegen. »Wieso? Was ist? Warum? Was meinst du damit?«

»Auch ich bin schon vom Teufel geküsst worden«, flüstere

Jane der Künstlerin zu.

»Ach und ...«

»Es steckt noch etwas in mir, Bella. Wenn du wirklich das alte Erbe in dir spürst, müsstest du es merken. Irgendwo sind wir beide Schwestern im Geiste ...«

Bella war unsicher geworden. Sie dachte nach. Es konnte auch sein, dass sie einfach nicht mehr weiterwusste, denn dass sich die Dinge so entwickeln würden, hätte sie nicht gedacht. Jane Collins hätte schon längst tot sein sollen, aber jetzt saß sie noch immer vor ihr und schaute sie furchtlos an.

»Du kannst keinen Teufel geküsst haben, du nicht. Nein, du willst nur ablenken ...«

»Das musst du doch spüren!« Jane schaute sie funkelnd an. Sie bohrte den Blick in die Augen der Anderen, als sollte diese hypnotisiert werden. Nur ein wenig Unsicherheit schaffen!, dachte Jane.

Wenn mir das gelingt, habe ich schon gewonnen ...

»Keke«, flüsterte Bella.

»Ja?«

»Hast du alles gehört?«

»Habe ich.«

»Und?«

»Glaube ihr nicht!«

Bella Luna riss den Mund auf, um zu lachen. Sie wollte nach außen hin zeigen, wie sehr sie sich bestätigt fühlte, und genau das hatte auch Jane im Sinn gehabt. Zwar hatte sie nicht geblufft, was ihre Kräfte anging, doch es war ihr nicht möglich, sie in dieser Lage einzusetzen. Da musste sie sich auf andere Dinge konzentrieren, auf den Moment der Unaufmerksamkeit ihres Schützlings.

Der kam, als Bella lachte.

Janes Hände bewegten sich schnell wie der Körper einer angreifenden Schlange. Von unten her fuhren sie in die Höhe, und mit einem zielsicheren Griff hatte sie den rechten Unter-

arm der Künstlerin umfasst.

Sie riss ihn hoch. Sie schleuderte Bella dabei nach hinten, die so überrascht war, dass sie einen schon tierhaften Schrei ausstieß...

Ich hörte den Schrei und wusste, dass ich im genau richtigen Zeitpunkt die Tür aufgestoßen hatte. Noch stand Bosco als Hindernis vor mir, aber das räumte ich zur Seite.

Der Strohhut mochte sein Markenzeichen sein, was mich nicht weiter störte. Er war dünn und hielt zwar die Sonne ab, jedoch keinen Schlag mit einem harten Gegenstand.

Ich drosch ihm den Waffenlauf gegen den Kopf. Ich hörte ihn stöhnen, ich sah ihn stolpern, und als die Entfernung günstig zwischen uns war, schlug ich noch einmal zu und erwischte seinen Nacken.

Er stolperte noch einen Schritt nach vorn, um dann mit einem lang gezogenen Seufzer zusammenzubrechen.

Das menschliche Hindernis war weg. Ich hatte freien Blick, und was ich in diesem unnatürlichen Licht sah, gefiel mir überhaupt nicht. Zwei Frauen kämpften gegeneinander! Jane Collins und die dunkelhäutige Bella Luna.

Letztere hatte sich verändert. Sie war mit langen Nadeln gespickt, die aus ihrem Körper hervorstachen. So hatte man ihr den Weg zur Mamba geöffnet.

Es wäre ein Leichtes gewesen, den beiden Frauen zu Hilfe zu kommen, wenn es da nicht noch diesen menschlichen Kleiderschrank gegeben hätte. Sein nackter Oberkörper glänzte ölig. Er wirkte auf mich weniger wie ein Mensch, mehr wie eine von einem Bildhauer geschaffene Figur, der jetzt Leben eingehaucht worden war.

Aus seinem Mund fegte mir ein röhrender Laut entgegen. Mit beiden Händen schnappte er sich einen auf dem Boden stehen-

den Totenschädel, riss ihn hoch und hielt ihn vor sein Gesicht, als wäre er für ihn überhaupt die perfekte Deckung.

Ich konnte an dem Schädel nichts Besonderes feststellen, für den Muskelmann jedoch musste er Schutz und Fetisch in einem sein. Er riss seinen Mund weit auf. Noch in der gleichen Sekunde verließen die Beschwörungsformeln als kehlige Laute seinen Rachen, und mit einem gewaltigen Sprung wollte er die Entfernung zwischen uns beiden überbrücken. Er hätte mich gegen die Wand gerammt, und er hätte mich unter sich begraben können. Er kam mir vor wie ein fliegender Titan, den ich nur durch eine Kugel stoppen konnte.

Ich schoss, bevor ich mich selbst zur Seite warf und halb auf Bosco landete, der bewusstlos am Boden lag. Der Abschussknall der Beretta hörte sich in dieser engen Kabine ohrenbetäubend an. Meine Kugel hatte auch getroffen, nicht den Muskelmann, sondern den Totenschädel.

Das bekam ich aus dem linken Augenwinkel mit und erlebte auch die Reaktion, die nicht so war, als hätte die Kugel einen normalen Schädel zertrümmert.

Auch dieser blieb nicht heil und zersplitterte zwischen den Händen des Herkules, aber zugleich sah ich ein helles Licht aufzucken und hörte einen Schrei, den keiner von uns in der recht engen Kabine ausgestoßen hatte. Der Schrei war nicht in dieser Welt entstanden. Er kam mir vor, als wäre er durch einen Tunnel geführt worden, der eine Verbindung zwischen zwei Welten darstellte.

Keke konnte den Sprung nicht aufhalten. Der riesenhafte Kerl prallte gegen die Kabinenwand, die dabei in ihren Grundfesten erschüttert wurde.

Durch eine Rolle rückwärts verschaffte ich mir den nötigen Schwung und schnellte wieder hoch.

Jane war wichtig, Bella ebenfalls, und beide Frauen kämpften um das Messer. Sie rollten über den Boden, wobei Jane noch immer die Waffenhand der Farbigen umklammert hielt und es

bisher geschafft hatte, den gefährlichen Dolch von sich fern zu halten.

Bella benahm sich wie eine Wildkatze. Sie fauchte, sie wollte sich losreißen, aber Jane war kein kleines Mädchen mehr. Sie wusste genau, wie man sich wehren musste, und so schaffte sie es immer wieder, die zuckenden Stöße abzuwehren.

Beide lagen auf der Seite. Beide bewegten ihre Beine. Versuchten gegenseitig, sich zu treten. Jane Collins keuchte unter der Anstrengung. Aus dem offenen Mund der Künstlerin fegten Laute, die sich wie krächzend gesprochene Beschwörungsformeln anhörten.

Der Riese stand wieder auf.

Zu schnell für meinen Geschmack, denn ich hatte mich um die Frauen kümmern wollen. Er drehte sich schwankend herum, und plötzlich schaute er mich wieder an.

Ich rechnete mit einem Angriff, wich etwas zurück, nahm eine Combat-Haltung ein, um ihm eine geweihte Silberkugel in den Kopf zu schießen. Er jedenfalls sollte mich nicht daran hindern, Jane zu befreien.

Ich schoss nicht.

Ich hätte sogar meine Waffe sinken lassen können, denn was da mit ihm passierte, das überraschte mich. Er hatte etwas verloren. Es war der Wille zur Existenz, denn er verlor Kraft wie ein Luftballon das Gas. Er glotzte mich an. In seinem Gesicht malten sich die widerstrebendsten Gefühle ab. Er brach noch nicht zusammen, aber war auch nicht weit davon entfernt. Plötzlich rannen Tränen über sein Gesicht. Er fuhr mit den Händen hoch zu seinen Augen, wischte dort die Tränen ab, musste sie jedoch auch aus seinem Gesicht entfernen.

Der riesenhafte Kerl wusste, dass für ihn eine Welt zusammengebrochen war und er diese Welt nicht mehr wieder zurückholen konnte. Er war fertig, am Boden zerstört, und ich machte mir keine weiteren Gedanken über ihn, denn ich wusste, dass es im Moment Wichtigeres gab.

Auf der Stelle fuhr ich herum.

Jane und Bella lagen fast auf der Decke. Nein, das stimmte nicht mehr. Sie lagen nicht. Es lag nur eine, und das war Bella Luna. Jane Collins kniete vor ihr. Sie hatte es geschafft, ihr den Dolch zu entwenden, hielt den Griff jetzt mit beiden Händen fest und zielte damit auf die Kehle der Frau ...

Das Bild jagte einen Schrecken in mir hoch!

Nicht nur der Anblick selbst, ich dachte automatisch an die Folgen, die es haben konnte. Die positive Verbindung zwischen den beiden Frauen war gerissen, und ich wusste nicht, wie weit Janes Hass ging, den sie Bella gegenüber empfand.

»Jane, lass es!«

Meine Stimme erreichte sie wie ein akustischer Peitschenschlag. Sie drehte mir den Kopf ruckartig zu und sah mein Nicken. »Keine Sorge, Jane, wir haben alles im Griff.«

Für einen Moment sah es so aus, als wollte sie mir nicht glauben. Sie holte tief Luft. Sie schüttelte den Kopf, und dabei entspannte sich ihr Gesicht.

Langsam stand sie auf, tranceähnlich, aber sie nickte mir auch zu. »Ja, John, du hast Recht. Für einen Moment war alles anders. Ich hatte das Gefühl, etwas Böses tun zu müssen. Wie damals, als die andere Kraft noch in mir steckte. Aber das ist vorbei, denke ich. Der fremde Geist hat sich zurückgezogen.«

Damit hatte sie ins Schwarze getroffen. Es gab ihn nicht mehr. Davon war ich ebenfalls überzeugt. Ansonsten hätte der riesenhafte Leibwächter anders reagiert.

Ich hätte den Dolch gern an mich genommen, aber sie schleuderte ihn einfach weg.

Dabei war der Griff bestimmt nicht heiß geworden. Mit leeren Blicken schaute sie sich in der Kabine um. Wahrscheinlich suchte sie nach ihrer Waffe, die ebenfalls irgendwo hier

liegen musste.

Das kümmerte mich im Moment nicht, denn ich wollte mich um die schöne Bella Luna kümmern, die in diesen Augenblicken nicht mehr so schön aussah. Darauf kam es auch nicht an. Wichtig war, dass sie noch lebte.

Aber der Zauber war von ihr durch die Zerstörung des Schädels gewichen. Auch der letzte magische Rest ihres Großvaters war nicht mehr vorhanden, und so konnte sie von seinem Geist auch nicht mehr übernommen werden.

Jetzt verspürte sie Schmerzen wie jeder andere Mensch auch, und sie wimmerte leise vor sich hin. Ich schaute in ihre Augen und sah darin das Flehen. »Okay, Sie brauchen keine Sorge zu haben. Wir werden einen Arzt alarmieren. Es ist Zeit genug. Er wird die Nadeln entfernen und ...«

Der schrille Schrei ließ mich herumfahren. Zuerst dachte ich an Jane, aber ich irrte mich.

Der dunkelhäutige Herkules hatte sich nach vorn geworfen und nach dem Dolch gegriffen. Er drehte sich, blieb auf dem Rücken liegen und brüllte den Namen Caban.

Dann rammte er sich selbst den Dolch mit aller Kraft in die linke Brustseite.

Jane schloss die Augen. Ich stand entsetzt und bewegungsunfähig auf der Stelle und dachte über den Namen Caban nach, den er kurz vor seinem Tod gerufen hatte.

»Caban?«, fragte ich Jane leise.

»So muss Bellas Großvater geheißen haben. Der Schädel ist zerstört und damit auch sein letztes Erbe. Er hat es nicht überwunden; dass es ihm nicht gelungen war, ihn zu schützen. Deshalb ist er den Weg gegangen, der für ihn in Frage kam.«

»Belassen wir es dabei«, kommentierte ich. »Aber kümmere dich um Bella Luna. Ich werde an Deck gehen und die Küstenpolizei anrufen. Bella muss so schnell wie möglich in eine Klinik.«

Auf dem Deck lag noch immer der Kleine in tiefer Bewusst-

losigkeit. Ich liebte plötzlich den frischen Wind, der gegen mein Gesicht strich, ich atmete diese wunderbare Luft ein, ich sah die Lichterinseln am fernen Ufer, einen dunklen Himmel, Sterne und den Mond.

Da wurde mir wieder bewusst, dass das Leben auch seine schönen Seiten hat...

ENDE